Großstadt-Dokumente

Berliner Kaffeehäuser

von

HANS OSTWALD

G.H.

Band 7

Mark 1.-

Großstadt-Dokumente
Band 7. Herausgegeben von Hans Ostwald Band 7.

Berliner Kaffeehäuser

von

HANS OSTWALD

2. Auflage.

Berlin und Leipzig
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger G. m. b. H.

Band 1—10 der Großstadt-Dokumente behandeln folgende Themata:

1. **Dunkle Winkel in Berlin**
von Hans Ostwald.
2. **Die Berliner Bohème**
von Julius Bab.
3. **Homosexualität in Berlin**
von Dr. Magnus Hirschfeld.
4. **Berliner Tanzlokale**
von Hans Ostwald.
5. **Zuhältertum in Berlin**
von Hans Ostwald.
6. **Sekten und Sektierer in Berlin**
von Eberhard Buchner.
7. **Berliner Kaffeehäuser**
von Hans Ostwald.
8. **Berliner Banken und Geldverkehr**
von Georg Bernhard.
9. **Aus den Tiefen der Berliner Arbeiterbewegung**
von Albert Weidner.
10. **Berliner Sport**
von Arno Arndt.

Preis pro Band 1 Mark.

Von Hans Ostwald ist ferner in 2. Auflage erschienen:

Berliner Nachtbilder.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW., Tempelhofer Ufer 29.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger, G. m. b. H., Berlin SW., Friedrichstr. 16.

Ueberblick

Das Berliner Kaffeehausleben, das vorher recht dürftig und ein wenig einseitig entwickelt war, hat in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren eine bedeutende Bereicherung erfahren. Nicht nur, daß die Kaffeehäuser so rasch und noch rascher zunahmen wie die Bevölkerung, der Berliner gewöhnte sich immer mehr an das Kaffeehaus. Und so prägte sich eine ganze Anzahl von Typen dieser Art von Lokalen aus. Aber — fast jedes einzelne Café behielt oder erwarb auch irgend eine Eigenart. Es würde zu weit führen, jedes einzelne Lokal hier zu schildern. Nur die wichtigsten, farbigsten konnten einige ihrer interessanten Bilder für dies Buch hergeben ...

Das Berliner Kaffeehaus stammt nicht etwa nur vom Wiener Café ab. Gewiß, viele Kaffeehäuser wurden in bewußter Nachahmung jener Lokale der österreichischen Hauptstadt gegründet. Zum mindesten waren ihr Betrieb, ihre Bedienung wienerisch. Die Lokalart selbst aber war grundverschieden von der Wiens. In Wien ist der kleinere, übersehbare, nicht zu hohe Raum mit seiner etwas stickigen aufreizenden, von Kaffeedunst und Cigarettenrauch geschwängerten Luft das Typische. Er bietet intimere Ecken, gemütlichere Tische. In Berlin aber wurden für das Wiener Café große Hallen mit Stucksäulen, kolossalen Spiegeln und Wandgemälden gebaut. Der Wiener, der sich so gern anlehnt, der so gern an

der geschlossenen Wand sitzt, muß sich in Berlin an die Säulen setzen, um sich nicht gar zu verlassen zu fühlen in der breiten Menschenmenge.

Derartige Lokale sind: Café Bauer, Kaiserhof, Monopol, Austria, Kaiserkaffee, Friedrichshof, Westminster &c.

Doch hat Berlin seine besondere Art von Cafés. Das sind jene, die ursprünglich Konditoreien waren und die auch heute noch mit einer solchen verbunden sind.

Der Berliner liebt es von jeher, zum Kaffee oder zum Tee ein Stück Kuchen zu essen. Ja, er geht oft genug ins Café, um nichts weiter als ein Stück Kuchen zu genießen.

Das ist dem Wiener, dem daheim allerlei süße Speisen bereitet werden, ganz fremd. So konnte denn das Wiener Café nicht allein das Kaffeehausbedürfnis befriedigen. Die vielen kleineren Konditoreien, die Berlin aus der Biedermeierzeit und den Jahren vor den großen Kriegen besaß, entwickelten sich zu Kaffeehäusern, wie Kranzler, Josty, Gumpert u. a. Und zahllose andere neue Konditoreien wurden gleich als Café-Konditorei gegründet. So die Damen-Konditoreien Buchholz in der Friedrichstraße und Edelweiß in der Mohrenstraße. Dort sitzen die braven Bürgerfrauen mit ihren Töchtern, blättern in den Wochenschriften, schlecken Kuchen. Ab und zu gibt sich auch ein Liebespärchen dort Stelldichein. Dann gibt es große Augen . . .

Aber — zu diesen Stelldicheins werden die Konditoreien und die Cafés mit Vorliebe benutzt. Und auch da gibt es besondere Arten. Bei Josty, diesem Lokal mit seiner halb gemischten, halb vornehmen Gesellschaft und seinen stillen Erinnerungen an eine stilvolle späte Empirezeit, wo der Westen noch ein reines Geheimratsviertel war und in der Konditorei am Potsdamerplatz

mit den aparten Zimmern besonders die typische preußische Beamtenschaft, mit Freundesanhang und Familie verkehrte — bei Josty ist das Rendezvous des kleinen, klugen ausgehaltenen Verhältnisses mit ihrer Freundin und ihrem Freund zu beobachten. Bei Steidl, im Konfektionsviertel, treffen sich die pompösen Ankleidedamen der vornehmen Mäntel- und Kostümgeschäfte mit Herren, denen deutlich anzusehen ist, daß sie mit Stoffen, Besätzen und Futter zu tun haben. Im Monopol und Westminster finden sich Schauspieler und Schauspielerinnen zusammen. Und in vielen anderen Cafés trifft sich die Halbwelt mit ihren Freunden und Freundinnen. Am eigenartigsten von diesen Cafés ist wohl das Café Lang, das auch anfänglich eine Konditorei war, jetzt aber immer mehr Café wird.

Eine besondere Art von Stelldicheins ist in den vielen Kaffeehäusern zu beobachten, die abends ihr Publikum mit Zigeunermusik erfreuen. Das erste Café, das sich auf diese Weise ein Abendpublikum verschaffte, war das Café Friedrichshof. Es mögen beinahe zehn Jahre her sein, da strichen dort zum erstenmal die braunen Kerle aus Ungarn die Fidel und klopften ihr Cimbal. Jetzt wird im Münzhof, im Café Roland, in anderen Cafés der Potsdamerstraße, ja sogar im Café Schiller am Gensdarmenmarkt von Zigeunern Musike gemacht. Und — der Berliner staunt und ist begeistert, wenn die dürren braunen Männer Wagners Walkürenritt herunterfideln und klopfen, wie wenn sie einen Czardas spielten. Familienweise umdrängt man das Podium. Aber viele Tische sind auch besetzt von dem jungen eleganten Reichshauptstädter und seiner Freundin, der kleinen fesch gekleideten Verkäuferin, Lageristin, Tipperin oder Erzieherin . . .

Alle Kaffeehäuser machen ja die Mode der Abend-

musik noch nicht mit. Sie haben es noch nicht so nötig wie das Café Schiller, das mal ein bevorzugter Sammelplatz der höheren Berliner Journalistik war, jetzt aber nur noch wenige Spuren von seiner früheren Glanzzeit aufweist. Café Bauer, Café Kaiserhof und die meisten Kaffeehäuser der Friedrichstraße haben es nicht nötig . . .

Im Café Bauer verkehren immer noch vornehme Familien, besonders die wohlhabenderen Fremden — und natürlich in späteren Abendstunden auch Lebewelt —, die ja mit einzelnen Punkten in alle Cafés zu allen Zeiten hineinspritzt.

Im Kaiserhof, das eine Zeit lang das interessanteste Literaturcafé war — verkehrten doch dort Wortführer der Moderne, wie Bleibtreu, Hollaender 2c. —, ist auch jetzt noch manch' Journalist zu finden, wenigstens angesehenere, ältere Herren, von denen manche sich am Schach erquicken. Vormittags findet man dort die jungen Juristen beim Henkerfrühstück — sie machen Pause in der Prüfung, die sie im nahen Justizministerium über sich ergehen lassen müssen. Nachts findet sich wohl hier auch eine fidele Gesellschaft — Schauspieler, Bühnenschriftsteller, Maler und was alles so zum Bau gehört — ein, um hier bei Scherz und Gelächter auf die ersten Morgenblätter zu warten: Ist die Première gut besprochen worden? —

Andere Nachtkaffeehäuser bieten auch allerlei pikante Großstadt-Bilder. So die Halbweltcafés in der Friedrichstraße, am Moritzplatz, am Oranienburgertor 2c. Und dann das Kaiserkaffee. Dort pendelt bis zum Morgengrauen das abenteuernde Leben der Friedrichstraße vorbei — und hinein. Hier sitzen in später Nachtstunde oft die merkwürdigsten Herrengesellschaften beisammen. Da drüben ein Mann mit glänzenden, verzückten Augen im eingefallenen Gesicht, in dessen gelbem Pergament glühende Flecken auf-

steigen. Vor ihm auf dem Tisch steht ein feinpoliertes Holzkästchen. Mit dem stieg er vorher — mit trüben, erloschenen Augen — eine Treppe empor zum Abort — der Wärter kennt ihn schon, er weiß, daß der aristokratische Herr jede Nacht um diese Zeit kommt und sich eine Morphiumeinspritzung macht . . .

An einem anderen Tisch wohlgenährte Herren, halb agrarisch angekleidet, mit weinerhitzten Gesichtern — es war gerade die Agrarierwoche.

Eine große Gesellschaft von Künstlern disputiert laut. Einige sitzen stumm da und haben Weltschmerz, heulen wohl gar im Alkoholzustand. Und ein älterer Schriftsteller, ein bekannter Berliner Romanschreiber, wird putertot, als ihn ein jüngerer Schriftsteller einen alten Knickstiebel nennt. Es fehlt nicht viel — und Gläser fliegen . . .

Die Politiker haben eigentlich kein eigenes Café. Diesen und jenen sieht man mal bei Josty — oder im Kaiserhof — oder nachts in der Friedrichstraße . . .

Die Bohême, soweit sie überhaupt in Berlin vorhanden ist, verkehrt fast nur im Café des Westens — wo übrigens bis vor kurzem ein Stammtisch namhafter Künstler und Schriftsteller zu finden war, der jetzt ein paar Häuser weiter haust, aber immer noch bruchstückweise zurückkehrt . . .

Ganz interessant ist auch noch das Café Monopol, wo besonders viel typische Russen mit ihren weichen, sinnenden — oder revolutionären Gesichtern verkehren, und wo an gewissen Abenden — besonders wenn im Krankenheilviertel jenseits der Spree große Vortragsabende waren — die Aerzte scharenweise einkehren, aber auch sonst bekannte Nervenärzte und andere große Medizinmänner oft zu sehen sind.

Draußen im Westen gehört das Nollendorfcafé zu den interessanten Lokalen. Dort ragen zwischen dem üblichen Berlin W.-Publikum scharfgezeichnete, denkerische Köpfe — Gelehrte, Musiker, große Journalisten — und mehr Männer, die dem Kaffeehausleben Berlins seine bedeutende Note, seine Reize und Eigenart geben.

Was sonst die Berliner Kaffeehäuser an Bildern und Persönlichkeiten, Menschen und Menschlichkeiten bieten, das sollen die folgenden Kapitel skizzieren. Sie werden hoffentlich eine Ahnung von dem Reichtum der Erscheinungen geben . . .

Café Lang

Nicht weit von der Weidendammer Brücke leuchtet ein Transparent in die Straße hinein: „Café und Conditorei". Der Eingang und das Schaufenster, hinter dem Torten und Konfektschachteln stehen, lassen wirklich nicht vermuten, daß hier alles andere ist, als eine der vielen ehrbaren Konditoreien, in denen höhere Töchter ihren Apfelkuchen mit Schlagsahne schlecken. Wer glaubt, daß sich hinter diesem hellen, simplen Schaufenster das leichtsinnigste und heiterste Kaffeehausleben der Großstadt eingefunden hat? Kein Kaffeehaus hat diesen burschikosen, kameradschaftlichen Ton. Hier kommt eben Jugend zu Jugend ... Und dann: es fehlt hier der große Raum, die Halle, die fast allen andern Kaffeehäusern eigen ist. Hier, in diesen zimmerartigen Räumen sitzt man eben beisammen, wie in einer Gesellschaft. Und wo Jugend zu Jugend kommt, da muß wohl stets ein anderer Ton herrschen, als dort, wo das Alter mit seinen nüchternen Erkenntnissen, überhitzten Brünsten und vollem Beutel hinkommt — fremd und lüstern ...

Hier ist man einander selten fremd. Hier kennt man einander. Hier hat man auch oft kein Geld, wenn man auch Wünsche hat ...

Ein helles Glühlichtgeflimmer. Es ist kaum noch Platz. Ein Durcheinander von Köpfen, Kleidern, Marmortischen, Plüschlehnen, Tassen, Tablets, Wand-

spiegeln und Leuchtern, alles verbunden und durchmischt von hellgrauem Cigarettendampf. Geschwätz und Gelächter, Geklirr von Porzellan schwirrt im Dunst.

Da hat sich eine Gesellschaft drei der kleinen Tischchen zusammengerückt — und nun hocken sie wie um einen Familientisch.

„Das Geburtstagskind soll leben!"

Mit Tassen und Schalen trinken sie auf die Gesundheit der alten Dame, die mit leuchtenden Augen auf ihre Familie um sich sieht. Onkel August, der Komptoirist mit dem verblichenen Gesicht und dem verblichenen Anzug, lehnt sich mit seinem Oberkörper an den Großpapa, an den Werkführer mit den ernsten Augen und dem straff gebürsteten Bart: „Na, hatte ich nich Recht, mit Euch hierherzugehn? . . . Kommen wir noch mal so jung zusammen. Was!" — Seine kratzige Stimme schnappt fast über und mit Tränen in den Augen sagt er, pikant lächelnd:

„Was — wie wir noch jung waren — —"

Der Werkführer nickt mit niedergeschlagenen Augen. Und dann blasen sie ihre Rauchkringel ineinander . . .

Ihre Frauen — Frauen, denen man das Wirtschaften ansieht, lugen hinüber nach den Plüschpolstern, auf denen die Mädchen mit den lockenden Blicken sitzen.

Wenig Grelles, Aufdringliches in den Kleidern. Fast kein geschminktes Gesicht. Kein überraffiniertes Kokettieren mit den Trupps junger Männer, die neben ihnen und vor ihnen sitzen — hier einer mit roten, kaum verheilten „Durchziehern", dort einer mit hellen Watteflecken auf der Stirn, die buntgestreifte Mütze herausfordernd drüber.

Und zwischen den Tischen mit Mädchen und jungen Männern — überall Gruppen von schlichtgekleideten Frauen und Männern; einzelne mit Operngläsern —

andere mit Büchern und Heften — sie kommen aus dem Verein. Und wieder andere haben noch einige Spuren der Arbeit an den Kleidern — sie kommen aus den Setzereien, aus den Maschinenräumen der Theater — aus den Bureaus. — —

Im hinteren Raum sitzen sie in dunklen Anzügen, die weißen Blätter der Zeitungen wie Schilder vor sich haltend. Eine Gruppe streitet mit erhitzten Köpfen — vor dem einen Tisch steht ein Mädchen in enganliegendem Kleide, pafft Cigarettendampf dem Lesenden ins Gesicht — in die Tür, die nach der Küche führt, tritt ein Bursche mit weißer Leinenjacke und Schürze — der einzige blendende Fleck in dem warmen Bild.

Im kleinen Nebenraum entrollen sich die Idyllen des Studenten-Cafélebens. Weiche Ecksofas. Hier beugen sich zwei über das Schachbrett. Dort schallt es:

„Null — Eichel — Grand mit zweien!"

In der Mitte unterm Kronleuchter sitzen zwei Mädels. Ihre Blicke sind leichtsinnig — freundlich und trotz aller Treulosigkeit des Mundes angenehm.

„Ach, da ist er ja, der schöne Adolf!" Und sie springt dem Eintretenden entgegen; sie schütteln sich die Hände und ihre Blicke hängen verzehrend an seinem runden Gesicht mit dem kecken Schnurrbart und dem krausen dunklen Haar. Doch dringend und drohend forscht sie:

„Wo warst Du! Warum läßt Du mich so lange warten? Ich bin doch nicht Dein Affe!"

Laut und schrill klingt ihre Stimme.

Leise Scham färbt sein Gesicht — das dabei voller Ueberlegenheit und dennoch voll Stolz um sich blickt — auf die andern wartet ja keine — —

„Mach' doch keine Geschichten!" bittet er, und vor

seinem flehenden Blick wird sie ruhiger. Sie setzen sich an einen Tisch, an dem schon ein eigenartiges Pärchen sitzt: Ein junger, elegant gekleideter Schwarzer — und ein blasses Mädchen, das sich seine blonden Haare hell gebeizt hat. Es ist halb mütterlich, halb abweisend zum Schwarzen. Er verlangt von ihr, sie soll mit ihm nach Hause gehen. Seine weißen Zähne schieben sich vor, als er seine breiten Lippen bewegt.

Sie lacht:

„Jetzt schon? Der Abend fängt ja erst an! ... Ih — wat soll ich jätzt schon zu Hause?“ fragt sie mit niederrheinischem Klang.

Er läßt sich nicht verblüffen und findet, mit den rollenden Augen komisch zwinkernd, ein derbes Scherzwort.

Alle lachen laut — und werden ihm gut, wie er da grinsend mit gebeugtem Kopf sitzt: die breite Nase in dem schwarzglänzenden Gesicht; die hohe Stirn unter krausen Haaren; die runden Backen und das volle Kinn ...

Aber das blasse Mädchen versteht es doch, ihn fortzuschicken — und erzählt dann, daß er ganz närrisch nach ihr sei — daß er sie heiraten wolle — er habe schon seinem Vater geschrieben, daß er sich eine weiße Frau mitbringe nach Kamerun.

„Na — geh doch mit! So als Prinzessin — das ist doch nicht so ohne ...“ meint eine andere, die in feinster Seide, glänzend frisiert, steif einem jungen Zeichner zum Modell sitzt. Sie spricht berlinisch mit ungarischem Accent. Ihr junges hübsches Gesicht wird nur durch einen kleinen geschäftlichen Zug entstellt.

Die Blasse aber antwortet:

„Und wenn ich da auch Königin werden könnte — ich bleibe doch lieber in Deutschland.“

Sie erzählt, wie der schwarze Prinz sie mit Gold überschüttet, seit er sie zum ersten Mal gesehen. Wie er gleich in ihr Haus gezogen sei. Wie er ihre Mutter beauftragt habe, auf sie zu achten. — „Meine Mutter läßt mich ja doch machen, was ich will!" — Wie er sie verfolge und beaufsichtige.

„Aber — ich entwische ihm ja doch!" lächelt sie.

Und die andern freuen sich mit ihr.

Am meisten die Ungarin. Sie berichtet von ihren Erfolgen in den Bädern:

„Aber so viel war doch nicht los, wie in Monte Carlo!"

Hier, wo einer den andern kennt, wie in einer Familie, wo einer dem andern seine Sorgen und Erlebnisse, Freuden und Erfolge mitteilt, erfährt man leicht, daß die Budapesterin trotz ihrer neunzehn Jahre schon mit riesigen Rohrplatten-Koffern voller Kostüme herumreist, wie eine Grand-Kokotte. Sie begönnert junge Künstler, steht ihnen unentgeltlich Modell — und verachtet gründlich jene Mädchen, die es nicht verstehen, in Seide einherzurauschen.

Da setzt sich zu ihr ein Geschöpf in fadenscheinigem schwarzen Rock und billiger Waschbluse. Sie bittet um eine Cigarette aus der vollen Schachtel der Ungarin. Herablassend schiebt sie ihr die Cigarette hin.

Und nach ein paar Zügen ist die dürftig Gekleidete ein fideles Wesen, das in einemfort Lieder hervorsprudelt:

I bin der Turlhofer vo der Sunnenseiten
Hab an Krautacker und a Haberleiten
— — — — — — — — — — — —

Lauter vergnügte Wiener Lieder.

„Daß Du bei Deinem Druck noch singen kannst! ... Daß Du immer im Druck bist!“ wundert sich die Ungarin.

Die Wienerin trällert — und pafft ...

Nach und nach sammelt sich um einen der Tische eine ganze Gesellschaft. Ein Mädchen erzählt aufgeregt von einem Menschen, der für eine andere soviel Geld ausgeben wollte, wie sie wünschte. Mit der Erzählerin aber feilschte er um wenige Mark.

„Der, der kann er nicht genug in den Schlunk werfen! ... Und wie er da allen Gästen spendiert hat! — Na — mir kam die Sache nicht richtig vor. Ein gebildeter Mann war es nicht. Und wo hatte er denn das Geld her? — Und warum wollte er denn drei Tage bei uns bleiben? Warum hat er sich denn solange mit uns rumgetrieben? ... Det hatte seinen Haken! ... Wenn der man nich unterschlagen hatte!“

Es ist eine Weile still.

Dann erzählen andere von ähnlichen Abenteuern.

Als ein ganz junges, zartes Wesen mit dem Zeichner liebäugelt, wird ein älteres Mädchen eifersüchtig. Es zieht die Zarte an sich, drückt sie in die Polster und küßt sie stürmisch ab ...

Eine Jüdin erzählt von ihrer Flucht aus dem Elternhause. Die Eltern wollten, daß sie einen Menschen heirate, der nur ihr Vermögen wollte. „Und ich hatte schon gehört, daß er sich dann mit dem Gelde davonmachen wollte. Meine Eltern hörten nicht auf mich. Und als mich nun der Bräutigam mit der Kutsche abholen wollte, da lief ich hinten durch den Garten — und bis nach der nächsten Stadt ... Na, das war ein Hallo! Alle waren nach dem Bahnhof gerannt, weil sie dachten, ich würde mit der Bahn fortfahren wollen ... Und die Zeitungen schrieben über die verhinderte

Trauung — und ich fuhr acht Tage später ruhig nach Berlin!"

Sie lachte über ihren Streich.

Dann gingen die meisten hinaus. Es wurde stiller.

An einem einsamen Tisch beugte sich einer über ein Blatt Papier — seine Lippen formen den Rauch zu runden Ballen, die zerfließend nach oben ziehen — er sinnt über ein Gedicht . . .

Plötzlich flirrt der Lärm der Großstadt herein: Zwei Mädchen in pelzbesetzten Abendmänteln rascheln mit ihren Seidenröcken durch die Tür.

„Ist Gustav da? Ist Heinrich da?! Wo — wo? — — Komm mit, komm mit, unser Wagen steht draußen, wir wollen heut tanzen!"

Und da dreht sich die eine schon zwischen den Stühlen, daß sie polternd umstürzen und daß die Tassen auf dem Marmor klirren.

„Aber — mein Wechsel ist noch nicht da."

„Nu komm schon — Du bezahlst das nächste Mal!"

Und lachend, trällernd tollt es hinaus . . .

Café Josty

Ein matter Widerschein zittert vom Asphalt des Potsdamerplatzes über die Tische, über die Gruppen, über die reich oder auffallend gekleideten Damen, über die Gesichter der Herren. Die Sonne prallt auf den Platz hernieder und fängt sich in der weiten, dunstgefüllten Hohlgasse der Leipzigerstraße, die hinter den mattgelben, mit dörrendem Laub umpflanzten Torgebäuden und dem Grün des Leipzigerplatzes ihren Schlund auftut. Auf dem Platz schieben sich die Droschken, die Elektrischen, die Automobile, die kastenartigen Geschäftswagen zu einem wirren Knäuel zusammen, lösen sich, entfliehen in die einmündenden Straßen — und streben wieder dem Platz zu, wie die Fliegen, die sich der verderbenbringenden Lampe nähern . . .

Vor dem Gitter des Cafés ein buntes Hin und Her von Menschen. Junge Mädchen, schlank — leicht und luftig gekleidet. Frauen, die beim vorsichtigen Ueberschreiten des Platzes elegante Schuhe und reiche, flimmernde Unterkleider sehen lassen. Herren, die aus der Börse, aus vornehmen Bureaus und Geschäften gekommen — und nur wenige Frauen und Männer, die Spuren ihrer Arbeit an der Kleidung tragen . . .

Dies Bild gehört zum Café Josty. Es ist der Hintergrund. Ohne ihn — was wäre das Café?

Erst dieser zusammenfassende Ausstrahlungspunkt des Westens von Berlin ermöglicht dies Lokal mit all seinen Reizen, seinen Menschen und seinem bunten, vielfältigen Treiben. —

Im Sommer. Nachmittags. Unter grünen Bäumen im Schatten des Hauses eine schier verwirrende Fülle von Gestalten. Wie sie eben das heutige Berlin bietet. Helle, blendende Sommertoiletten. Herren in vornehmster Straßenkleidung, mit bunten Westen, echte Panamas auf den markanten Köpfen. Auch mit Cylinder oder neuestem Filz. Alle Tische besetzt.

Zwei Damen rauschen herein. Luftige, plissierte Seide. Matte Modfarbe. Nur die Hüte grün, in dem Saft des sommerlichen Wiesengrases. Die Gesichter frisch und erhitzt. Aber einige Falten an den Schläfen und die Fülle der Brüste und der Hüften und der frauenhafte schwere Gang, den hohe Absätze nicht ganz hinwegtäuschen, künden doch von gewissen Jahren.

Und an der sicheren Art des Auftretens sieht man, daß diese beiden Damen gewöhnt sind, allein auszugehen.

Alle Blicke folgen den hohen Gestalten, die zwischen den Tischen nach leeren Plätzen suchen — und in der Nähe eines Tisches mit alten Herren freie Stühle finden. Wie sie nun so sitzen, sieht man einen leichten Puderhauch auf ihrem Gesicht. Und die Brillantohrringe funkeln wie dankbare Geschenke . . .

Nicht nur die jungen Herren, die in der Nähe sitzen, suchen Blicke zu erhaschen und die Gestalten zu erfassen. Auch die Damen lassen ihre Augen über diese berückenden Kleider gleiten. Neid, Neugier, Erstaunen, Nachahmungssucht blicken heimlich und offen.

Und auch vom Tisch der alten Herren finden Blicke zu den beiden hinüber. Der Herr in Hellgrau, dessen

rotes, aristokratisches Gesicht zwischen zwei weißlichen Bartenden glüht, weiß auf dem Gesicht der einen ein feines Lächeln hervorzurufen . . .

Er hört kaum, wie ihn sein Nachbar, ein rasierter, gradsitzender Alter, dem etwas vom pensionierten General eigen ist, fragt:

„Und Rohrbeck?“

„Ach so — ja ja — na, der, der geht noch ins Bureau . . . Ja, der ist doch nu „Wirklicher“ geworden. Na — der arbeitet, bis er alle is!“ antwortet der Graue zerstreut.

„Ja — das ist nu mal so — wir Alten lassen nicht locker . . . Sonst — na, dann stirbt man so sachte ab, wie Klützow — und Randleben — und — — na —“

Er winkt mit der Cigarre und raucht sinnend weiter.

Die Andern hören ihm zu und versinken auch ins Sinnen. Ihre Augen bekommen einen Schimmer, als sähen sie dies Gewimmel da vor sich gar nicht . . .

* *
*

Plötzlich kommt ein großer, breitschulteriger Herr vorüber. Sein knochiger Kopf mit dem graugesprenkelten schmalen Vollbart, mit dem rotfleckigen Gesicht, der starken Nase, den flackernden Augen und dem dicklippigen Mund erinnern an einen reaktionären agrarischen Parlamentsredner, der aus industriellen Gründungen Riesengewinne zog.

Die Alten grüßen ihn ehrerbietig.

Er ist ganz familiär leutselig.

Macht aber ein steifes Aeußere, als ein kleiner Herr mit scharfem Gesicht, blondem Spitzbart und spöttischem Lächeln dicht bei ihm vorübergeht. Ein aristokratischer Standesgenosse, der eine der jüngsten giftigsten Oppo-

sitionszungen im Reichstag ist und den alten Herrn auf gewisse soziale Widersprüche in dessen Leben und Reden hingewiesen hat.

* *
*

Dicht an der Veranda ein Tisch mit Künstlern. Ein blonder, elegant gekleideter Jüngling, ehemaliger Jurist, jetzt schreibt er Verbrecherhumoresken. Ein schäbig gekleideter, blaßhaariger Bildhauer mit einer mädchenhaften jungen Frau. Ein Schriftsteller, mit riesiger dichter Lockenfülle, rundlichem Gesicht, aufgeworfenen Lippen, der in der Lodenjoppe den Agrarier markiert, einen prachtvollen Jagdhund bei sich hat, gibt sich wie der größte Naturfreund, kann aber nicht drei Tage ohne sein Berlin W. leben. Er schreibt die Verbrecher- und Dirnengeschichten, die schon mehr als derb sind — kommt aber aus den protzigen Straßen und luxuriösen Lokalen des Westens nur selten ins Volk. Ein Illustrator, der sich aus der Arbeiterherkunft herausgearbeitet hat, und dessen eckiger Schädel und faltiger, glattrasierter Mund eine Mischung von Sportsman und Verbrecher vortäuschen.

Unweit von ihm sitzt ein kleiner, dicker, gewöhnlich gekleideter Mann mit seiner Tochter; sie in weißem Battist, grellrote billige Blumen auf dem riesigen Hutgeflecht. Plötzlich ruft der Dicke ganz vertraulich:

„Herr Fuchs! Herr Fuchs!“

Klopft dem Illustrator auf die Schultern und lotst ihn an seinen Tisch und spricht so laut, daß fast das ganze Lokal es hören kann, mit dem bekannten Künstler von den Tagen, da der im Hause des Dicken — im Südosten — oben unter dem Dache seine Künstlerlaufbahn begann ...

* *
*

Hinten, an der Wand, blüht einsam ein Kleid. In einem feinen Rot. Mit einem aparten, kecken schwarzen Hut. Das bleiche Gesicht mit den gescheitelten, hängenden Haaren sieht wunderbar lieblich darunter aus. Die kleinen roten Lippen glühen und die großen dunklen Augen glänzen . . .

Ein junger breitschulteriger Mensch kommt in neuester Eleganz. Den kurzgeschorenen blonden Fechterkopf mit der orientalischen Nase weit vorgeschoben. Sein blühendes Gesicht grüßt flüchtig nach allen möglichen Tischen, wo alle möglichen jungen Mädchen sitzen, die früher in großen Kaufhäusern bedienten, jetzt aber nachmittags hier freundschaftlich in auffallenden Toiletten zusammenkommen. Aber — er geht an allen diesen Tischen vorbei, schlängelt sich zwischen einigen Familien hindurch — und setzt sich zu dem Mädchen in Rot. Bald stützt er seine behandschuhte Rechte auf den dünnen Spazierstock — und plaudert mit der Debütantin, die beglückt lächelt.

Später kommen mehrere von den jungen Mädchen mit an den Tisch — alle reden den jungen Mann mit Du an . . .

* * *

Dicht bei einer Mutter, die mit Packeten und mehreren Schlagsahne schleckenden Töchtern dasitzt, plaudern zwei andere Mädchen ihre Geheimnisse aus:

„Du, Lissi, der Offizier, den ich im vergangenen Jahr hatte, kommt zum Winter wieder auf Akademie hierher.“

„Na — und Dein Geheimrat?“

„So lange der nichts merkt, laß ich den ruhig zahlen . . . Da wär ich ja schöne dumm! — —“

„Wärste auch. Mein Fabrikant hat auch keine Ahnung, daß mich der kleine Japaner öfter besucht.

Na — ich kann doch nicht warten, bis den seine Alte mal laufen läßt ... Na — weißte, der hat es wirklich zu schlecht getroffen."

Die jungen Mädchen tun, als hören sie das alles nicht. Aber die Mutter sieht sie an. So rechte wohlerzogene höhere Töchter, nach denen sich nicht zu viel Männer umsehen. Glanzlose Augen, blasse gewöhnliche Stubengesichter reizen nicht dazu ...

„Nein," sagt die Mutter, „nein, früher, als es hier noch nicht so groß war, verkehrte doch ein anderes Publikum hier. Da traf man noch lauter Bekannte. Leute, die was waren ... Aber — davon wißt Ihr ja nichts. Damals wart Ihr ja noch Kücken ..."

* *
*

Vorn am Gitter sitzt ein Kreis junger Männer. Uebernächtigt, mit Großstadtgesichtern. Hochelegant. Etwas Rastloses, Zähes, Ueberhebendes im Blick. Sie sprechen von Nietzsche, von den letzten Pferderennen, von den Premièren, die für den Winter bevorstehen, kritisieren mit Kennerblicken die vorübergehenden Mädchen und Frauen — und lachen über einen ihres Kreises, der eine der Damen da draußen für eine Dame erklärt. — —

* *
*

Laute jähe Rufe:

„Abendblatt! Abendblatt!"

Und über die Gitter hinweg reichen die sonst abseits stehenden Zeitungshändler die Blätter. Wie rasend geworden, laufen sie um das volle Lokal herum, laut rufend:

„Abendblatt! Abendblatt!"

Viele der älteren Herren sehen zuerst nach dem Handelsteil. Flüchtig prüft ihn ein großer stattlicher

Mann, der sich bedächtig eine goldene Brille aufsetzt: Er will nur sehen, ob die Zeitungen richtig bringen, was er heute auf der Börse für eine Panik angerichtet hat . . .

* *
*

Oben, in der kleinen Glasveranda, wo fast nur ältere Herren sitzen, ein junger Architekt. Mit einem Rechtsanwalt, der einen bekannten pfiffigen Kopf hat. Sie warten auf Geldgeber, die denn auch kommen. Der eine rundlich, mit treuherzig verkniffenem Gesicht, dem ein goldenes Pincenez etwas Ehrbares gibt. Der andere schwarz, bärtig, mit scheuen, glänzenden Augen: Richtige Schieber.

Sie stutzen nicht wenig, als ihnen der Architekt seinen Rechtsanwalt vorstellt. Den hatten sie nicht erwartet. Und sie holen nicht die Verträge hervor, die sie schon fertig aufgesetzt hatten . . .

* *
*

Abends spät, nach einem großen Ordensfest. Draußen ist Winter. An den Garderobenständern hängen kostbare Pelze, einfachere Mäntel und Offizierskragen. Damen sitzen in luxuriösen Jacketts, Pelzhüte auf den duftig frisierten Haaren, mit ihren Männern an den Tischen. Hier und da eine ganze Familie. Allerlei junge Leute. Hinten ein Schriftsteller mit einer jungen Schauspielerin. Er grüßt zum Tisch einer Familie hinüber. Man lächelt — aber grüßt zurück . . . Die Damen tuscheln miteinander . . .

Glänzende Theatertoiletten schimmern hier und da zwischen Herren in schwarzem Frack.

Und an einem Wandtisch glänzen Orden — in Gold und Silber und Edelsteinen. Ein ganz kleiner, grau-

bärtiger Herr sitzt dort, den Kopf mit den müde geschlossenen Augen vornüber. Die Orden hängen bis auf die Erde hinab.

Und alles flüstert lächelnd:

„Menzel — der alte Menzel — —“

* * *

Frühlingsabend. Der Vorgarten mit seinem bunten Publikum, übergossen von weißem elektrischen Licht. Die Zweige durchleuchtet grün darüber. Aus der kastaniendustenden Bellevuestraße kommen vom Tiergarten her Paare, jung, selig, mit verschlungenen Armen, die Augen mehr nach dem Gesicht des anderen, als auf die Straße.

Einzelne der Paare kommen noch herein ins Café.

Da lächelt ein Einsamer still für sich.

Ein müdes, graubleiches Gesicht. Geschmackvoll gekleidet. Die dunklen Haare kurz geschoren, den Bart verstutzt.

Seine Augen waren immer ein wenig geschlossen.

Nun aber leuchtet es beim Lächeln in ihnen auf. Wie Frühlingserinnerungen.

Ach Gott — wie oft war schon Frühling . . .

Aber — er sieht doch nach den koketten, liebeverheißenden Mädchen, die wenige Schritte vor dem Gitter auf- und abgehen oder in kleinen Gruppen stehen bleiben und mit ihren Reizen locken — zu einem neuen Frühling — — — — — — — — — — — — —

Artisten

Ein grelles Clowngelächter . . .

Als sollte die ganze Welt mit ihrem Drang nach Leben und Freude verlacht werden.

Hohn und Gift — satanische Verspottung alles dessen, was sehnsüchtig nach dem Himmel und der lächelnden, lieben Kunstturnerin Schönheit blickt, gellt in dieser Lache . . .

Zu sehen ist der Teufel nicht, der diese empörten, verächtlichen Laute von sich gibt. Wohl sitzt in diesem niedrigen Stockwerk manch sonderlicher Mensch. —

Da drüben z. B. der kurze, dicke Mann mit dem ewig lächelnden Gesicht, dem kahlen Schädel, der Knollennase zwischen den fetten Backen, den kleinen, zugekniffenen Schweinsaugen unter der glänzenden, augenbrauenlosen Stirn — wie er einer südlichen Schönheit schmachtende Blicke macht.

Sie sitzt auf einem kleinen Sofa — zierlich — majestätisch, wie eine Prinzessin. Ihr kastanienbraunes Haar hat sie nur ganz schlicht mit billigen Kämmen festgesteckt — bei ihr sehen die Kämme wie Diademe aus. Um den schlanken, gebräunten Hals trägt sie auf breitem, schwarzem Samtband Wachsperlenketten. Ueber die Schultern, schmal, aber sehnig und biegsam, fällt ein billiger Kragen aus Maschinenstickerei. Ihr breitrandiger Hut ist mit schlechten Federn geschmückt. Und an den

Fingern glitzern schmale, billige, gepreßte Ringe — wie sie jede kleine Verkäuferin trägt. Aber — wie sehen die Ringe an diesen Fingern aus! An diesen schlanken, weißen Fingern, unter deren Haut die Nerven zittern und das Blut pulst und hastet ...

Dieser schmale, feine Kopf mit den großen, lachenden Augen, der schmalen, scharfen Nase, deren Flügel beständig zittern — und den Ohren mit den jähen Windungen und langen Läppchen ...

So arg schön ist er nicht.

Aber dies Leben im Gesicht!

Da sitzt sie nun, wie wenn sie Zirkel halte. Ihr Tisch ist dicht besetzt. Und alle, die kommen, und alle, die gehen — alle grüßen sie und werden vertraut, herablassend wieder gegrüßt.

Warum?

Warum sitzt sie hier, wie auf einem Thron?

Ist sie doch nirgends der Stern auf dem Programm.

Sitzen doch an den Nebentischen glänzendere, üppigere, kostbarere Weiber.

Aber trotz ihrer neuesten Toiletten, ihrer eleganten Hüte, ihrer kostbaren Goldketten und Diamantringe — sie sitzen allein bei ihrer Chokolade.

Gegrüßt werden sie auch von allen.

Doch nicht so intim und ehrfurchtsvoll zugleich — wie jene Prinzessin ohne Krone.

Feine Falten um den Mund erzählen von reich verschenktem, vielgenossenem Glück.

Aber ihre leuchtenden Augen und dies lebhafte Lächeln und dies Plaudern verschleiern das alles und siegen immer wieder ...

Der Dicke mit dem kahlen Kopf seufzt und stöhnt:

„Ach — liebste — Almantine — was sind Sie schön!“

Almantine sieht ihm in die Augen — er zittert und glüht — sie hat ihn erhört, er darf unten auf sie warten ...

Im selben Augenblick gellt wieder das schrille Clowngelächter durch den Raum.

War es jener bunt gekleidete Mensch da drüben? War es der Kahlköpfige selbst?

Ist er doch ein berühmter Excentrik. Und schlägt er sich jetzt doch wie verrückt auf die Schenkel — sich dann in die feinbehandschuhten Finger beißend ...

Immer wieder grüßen Neueintretende, wenn sie am Tisch der Almantine vorübergehen. Immer wieder vertraut. Immer wieder ehrfurchtsvoll.

Ein kleiner, dürrer Mensch, dessen blasses, stark jüdisches Gesicht hinter einer riesigen roten Krawatte fast verschwindet, zischelt seinem Nachbarn, dem hageren, kolossalen Riesen, giftig zu:

„Alle kennen die! Alle! ... Und wie sie die nur so beweihräuchern können! Wo doch jeder sie schon gehabt hat!"

Der Riese streicht seine langen Haare zurück:

„Ja — hm — sie muß doch so was — Besonderes sein ... Alle möchten sie doch wieder haben!"

Und seine Blicke brennen zu ihr hinüber.

Der Jude aber brummelt erbittert vor sich hin ...

Auch noch, als zwei junge Leute, flott und heiter, wie Theater-Bonvivants, ihn begrüßen und sich zu ihm setzen.

Erst dann wird er ruhiger, als die beiden hastig auf ihn einreden. Er soll ihnen einen neuen Trick sagen. Er ist ja der Erfinder so vieler erfolgreicher Variéténummern. Er gibt so vielen erst die Möglichkeit, zu glänzen und emporzusteigen.

Ja, wenn Almantine nur zu ihm kommen wollte, was würde er aus der machen — aus der! ...

Aber — was fragt die nach der richtigen Artistenehre ... Die — die verbringt ihre schönste Zeit mit solchen Spielereien.

Gerade in diese Gedanken des Erfinders hinein hallt wieder das Clowngelächter.

Er zuckt zusammen — und sieht sich um:

Hatte er denn nicht Recht?

Hat Almantine Recht — — —

Er flüstert mit den Bouvivants, deren Beinkleider prall um die vollen Schenkel sitzen und die ihre ebenmäßige Figur kokett in den Hüften wiegen.

Dabei sieht er immer wieder zu Almantine hinüber

Die lächelt schon wieder andern zu.

Da sitzen still, stumm drei breitschultrige, knochige Männer. Vierschrötige Gesichter. Die gefetteten Haare in die Stirn gekämmt. Die großen, blitzenden Busennadeln, die breiten Ringe, der feine Anzug, der so ungeschickt auf diesen Gestalten sitzt, verhüllen nicht, daß diese drei noch vor zwei Jahren genau so still und stumm in einer kleinen Destille in der Nähe vom Centralviehhof gesessen haben. —

Schon schweifen Almantinens Blicke weiter — nach einem Kind, das, mit Spitzen, Pelz und Schmuck behängt, der Mittelpunkt eines anderen Tisches ist. Der Vater, ein glattes, kaltes Geschäftsgesicht, sieht wohlwollend auf seine Tochter — die ihm jährlich dreißigtausend Mark einbringt. Ja — wenn's nicht *seine* Tochter wäre! ... Was würde sie denn da verdienen? Noch keine dreitausend. Man muß eben die Direktoren zu nehmen verstehn, Kontrakte machen können. Und dann muß man eben solchen Vater haben ...

Die Mutter sitzt blaß, abgearbeitet und dürftig da-

neben — wie ein Dienstbote. Aber — wie ihre Augen glänzen! Sie ist ja die Mutter ...

Da kommt das Clowngelächter wieder.

Erschreckt sieht die Mutter auf.

Ist das denn zum Ausgelachtwerden, so ein Kind zu haben? Stolz zu sein? —

Ein buntgekleideter, blasser, knochiger Mann, dessen Stirn ein schlecht gearbeitetes Toupet krönt — krause, kupferbraune Haare über einem schwachen Kranz echter glatter, die schwarz herabhängen auf einen hellblauen Rockkragen — wird sofort von mehreren schlecht Gekleideten umringt:

„Mir müssen Sie was verschaffen! ... Liebes Agentchen!“

„Nein, mir! Mir!“

„Und für mich haben Sie gewiß schon was?“

Er zupft sich den grasgrünen Schlips zurecht und sieht hoheitsvoll auf die Bittenden herab, die ihm in seine Stammecke folgen — vorüber an den besetzten Tischen, fast die Menschen mit ihren Stühlen umreißend ...

Das ganze Lokal ist gefüllt. An einzelnen Tischen sitzen ganze Trupps. Familienähnlichkeit im Gesicht. Vater, Söhne, Töchter und Mutter. Alle im „Geschäft“. Hier vorn an der Seite, die auf die belebten „Unter den Linden“ hinausgeht, meist die älteren, größeren, bekannteren Nummern. An der Seite nach der Friedrichstraße zu junge Rekruten. Verlebt, dürr — Großstadtpflanzen.

An einem Tisch ein Pärchen im Gespräch:

„Lola — ick kann Dir sagen — ick bin froh, det ick die Ungarin los bin ... Ausziehn wollte die mir. Weiter nischt ... Un ick bin ooch so dumm und falle druf rin ...“

„Na — nu laß man — nu is't vorbei — nu nu sei man froh —"

Das wächserne Gesicht mit den roten Flecken sieht freundlich hin nach dem übernächtigten Menschen mit den kindlichen Augen.

Er streicht sich die Locken zurück und faßt nach der Hand Lolas:

„Ach Du — det is doch zu scheen, det man so'ne Freindin hat, mit die man sich mal so aussprechen kann ... Un deß De mir so nischt nachdrägst von frieher ... Wegen de Ungarin ... Nee — war ick 'n Dussel, mir so mit die inzulassen! ... Det hat aber blos de Mutter von se gedeixelt ..."

„Meenste?"

„Na — un denn kam die doch — ihre Dochter wäre noch nich sechzehn Jahre alt gewesen. Un se könnte mir rinbringen ... Wo ick doch so anständig for det Kind bezahle! —"

„Is't denn 'n Junge oder 'n Mädchen?" fragt Lola. Es klingt so etwas, wie Sehnsucht, wie Neid heraus — ach — auch ein Kind von ihm haben ...

„Na — 'n Junge ..."

Signor Milano versinnt sich. Seine leeren Blicke übersehen diese Tische mit den lauten, lebhaften Gruppen, mit dem Tabaksrauch, der drüber lagert ... Und plötzlich sagt er:

„Du, Lola — feine Jahre waren det doch — in Rixdorf, wo wir da draußen in Britz danzen gingen — un ick denn mit Dir de ersten Nummern einpaukte! Wat?"

„Ob det fein war! ... Als wat jehste'n jetzt?"

„Wat jrade so is — als musikalischer Pantomimiker — oder ooch blos als Pantomime ... Und Du?"

„Ick singe —. Blos — mir fehlt wieder mal so'n Schlager. Haste nich wat?"

„Herrjott — ick habe ja noch Noten von Dir! Na — nächste Woche sollst Du se haben! Denn sind se fertig.“

„Na ja — da is vielleicht noch wat bei — — Du — da is ja de Mutter von de Ungarin —“

Signor Milano fängt an zu zittern — stottert — „Du — blos 'n Oogenblick.“ ...

Und geht zu der Alten hinüber, die fett, elegant dasitzt — die kleinen schwarzen Augen, die scharfe Nase energisch auf den jungen Mann gerichtet ...

Und wieder schrilles Clowngelächter ...

Abseits an einem Tische ein gutgekleideter, wohlgenährter Agent:

„Ja — wie lange brauchen Sie denn dazu?“

„Na — ein Jahr!“ antwortet der junge Artist, der bis jetzt hastig auf den Agenten eingesprochen hat.

Der sieht noch einmal den jungen Mann von oben bis unten an: sehnig ist der, gesund auch; und einfach scheint er auch zu leben — der Anzug ist nicht vom teuersten Stoff.

„Na — also wollen wir't machen. Ich werde Sie durchsetzen — wenn Sie wirklich den Trick rauskriegen?“

„Das ist meine Sache!“ meint der Artist mit einem kurzen Aufleuchten im Blick, dann aber ruhig und gelassen das Geschäftliche besprechend. —

Ein eleganter Herr kommt herein. Ganz in Schwarz. Weiße Krawatte. Zylinder. Lackschuhe. Nur dies Gesicht! Ein breiter Froschmund — Stupsnase — Flachstirn. Aber — diese großen, kühnen Augen! Wären die nicht, könnte man es nicht glauben, daß er gegen den Willen seines reichen Vaters Artist geworden ist, jahrelang gehungert, geübt, als Omnibus-Kondukteur, Hotelportier gelebt — aber geübt, gearbeitet hat — bis er nun seit zwei Jahren so elegant gehen kann — ohne

mit seinem Vater versöhnt zu sein — treu seiner „Nummer".

Er geht hin an einen Tisch, wo Mädchen mit losen Haaren und großen hängenden Federhüten sitzen und englisch sprechen.

Lautes Lachen und Gekicher wacht dort auf, als er seine Augen rollen läßt und die neusten amerikanischen Witze mitteilt.

Nicht weit von ihm sitzt ein alter distinguierter Herr. Ein wenig schäbig gekleidet, aber vornehm und dezent in seinen Bewegungen. Er sitzt allein, still und leicht bedrückt.

Drüben die Schlanke, Blasse mit dem großen roten Mund und dem starken Kinn — die wechselt den Platz, um ihn nicht sehen zu müssen. Er hat sie ausbilden lassen. Sein ganzes Geld — Hunderttausende — und Güter — und Bergwerksanteile — alles verbraucht. Nun lebt er als Diener bei „großen Nummern". Ihm ist es nicht gelungen, dabei selbst zur großen Nummer zu werden, wie er immer hoffte. Er wollte ja mit Ada zusammen auftreten. Aber — ihn haben sie gleich links liegen lassen und nur die Ada engagiert.

Ada winkt den Kellner und flüstert:

„Von dem Herrn da hinten nehmen Sie nichts . . . Ich zahle heute . . ."

Jeden Tag zahlt ein Anderer. Jeden Tag kann er hier seinen „Schwarz" trinken und denken, er sei auch eine große Nummer . . .

Jetzt steht von einem Tisch, an dem drei einfach, aber elegant gekleidete Herren sitzen, der eine Herr auf und bietet dem Alten die geöffnete Cigarrentasche an.

Gelassen — vornehm greift der hinein — zündet an — und nickt dann freundlich einer jungen Novize zu. Jahrelang hat die sich auf Theaterbühnen herumstoßen

lassen müssen. Seit drei Monaten macht sie Hosenrollen auf Variétés ... Und während sie früher sich von alten Herren unterstützen ließ, kann sie jetzt solche beglücken ... Sie hat sich nun einmal an die Alten gewöhnt ...

Während sie ihm verheißungsvoll zulächelt, schrillt wieder das gellende Clowngelächter durch den niedrigen, dichtbesetzten Raum, in dem sich dichter Cigarrendampf um blendende Blusen, üppige Hüte und geschminkte Gesichter legt

Und dies Gelächter scheint hierher zu gehören mit seiner erschreckenden Schärfe und Sonderbarkeit, mit seinem Haß und Hohn und seiner Verachtung des Alltäglichen, mit seiner Verkündung:

Das ganze Leben ist nur ein Purzelbaum ...

Café Größenwahn

Dicke, überhitzte Luft brütet in dem kleinen Eckcafé, das zu ebener Erde liegt, niedrig, nur wie ein paar Zimmer, zwischen denen die Wände ausgebrochen sind. Billige Gobelins an den Wänden. Verräucherter Stuck an den Decken. Alles in einem lächerlich falsch verstandenen Rococo.

Aber gerade diese niedrigen, schlecht geschmückten Decken, die keine genügende Ventilation ermöglichen, gerade dies enge Beisammensein, zu dem die kleinen Räume nötigen — gerade das macht die Gemütlichkeit des Lokals. Gerade das lockt all die jungen Leute von Berlin W. hierher, die es in ihren Ateliers nicht gemütlich haben — und in deren möblierten Zimmern es im Winter scheußlich kalt ist.

Es ist hier, wie wenn Kinder von einer sorgenden Mutter betreut werden. Etwas Mütterliches schwebt hier in der Luft.

Weiß und kalt kommt ein großer schlanker Mensch herein. Die Hände in den Taschen des dünnen Jacketts, das ihm viel zu klein ist. Die schwarze Krawatte eng um den hohen Kragen gefaltet, seinen flachen weichen Filz eingedrückt auf den langen blonden Haaren.

Der Hut fliegt auf den Garderobenständer — und der lange Mensch läßt sich an einem Tisch nieder, an dem ein ewig heiteres Paar sitzt: ein junger, blasser

Architekt und seine Freundin, eine Putzdirektrice, die immer so einfach, aber apart farbig geht, daß man sie für eine Malerin halten möchte. Beide sind eben hier angekommen aus ihrer gemeinsamen Wohnung, wo sie gemeinsam nach ihrer verschiedenen Tagesarbeit zu Abend gegessen haben — ganz wie zwei Eheleute.

Der Kellner kommt.

Der Lange sieht den Architekten groß an.

Der nickt heiter, wie selbstverständlich:

„Ich zahle!"

Und da bestellt sich der Lange ein Glas Tee — wärmt sich dann die Hände dran — und schlürft — er hat heute noch nichts genossen.

Plötzlich kommt ein rotbärtiger junger Mann hereingestürzt, grüßt nach dem Stammtisch, der in der Nähe der Tür steht — und reißt dabei fast ein paar Tische um. Ungelenk stolpert er weiter, entschuldigt sich nach der einen Seite, um nach der andern dem Kellner das Tablett aus der Hand zu stoßen ... Er sieht so dürftig aus, als komme er eben aus dem Asyl für Obdachlose. Und ein fideler Architekt mit einem gemütlichen Biergesicht fragt ihn, ob er nicht nächstens eine Sammelliste fürs Haarschneiden herumreichen wolle — damit ihm nicht die Haare durch den Kopf wachsen — oben könnten sie doch nicht länger werden ...

An einem andern Tisch — zwischen mehreren gutsituierten Gesellschaften — eine andere Art von jungen Leuten. Junge hübsche Schwestern. Ein blonder glattrasierter Mann sieht die eine zärtlich an. Er stammt aus blutarmer Familie, hat früh seinen Doktor gemacht und geht jetzt, trotzdem kein Mensch weiß, daß er außer einigen mittelguten Versen irgend etwas schafft — immer in der neuesten englischen Mode.

Er und sein Freund entrüsten sich moralisch über

all die jungen und älteren Menschen, die hier so viele Stunden ihres Bohèmelebens verbringen. Wie die sich gegenseitig aushelfen! Und sich auf Welt- und Lebensverbesserung hinausspielen!

Aber dieser Freund mit dem gelbgrauen Gesicht, dem grauen, spitzigen Blick, dem höhnisch verkniffenen Mund — hat auch noch kein Werk geschaffen, das die Kultur gefördert.

Und jetzt geht er selbst in seinem eleganten Anzug mit den breiten amerikanischen Lackschuhen, der tadellosen Wäsche und der selbstgebundenen Schleife zu einem weniger modisch gekleideten älteren Mann — und pumpt den um eine einzige Mark an . . .

Ein Bildhauer flattert mit großem Pelerinen-Mantel herein. Ein Lisztkopf. Lange, im Genick gestutzte Haare. Er erzählt jedem, der an seinem Tisch sitzt, daß er heute Rodin übertroffen habe. Erst habe man sich auch gegen den erklärt, dann ihn anerkannt. Und nun erkläre man sich gegen ihn.

„Gibt's einen besseren Beweis, daß ich größer bin als der Pariser? Daß ich die Entwicklung bedeute?"

In einer andern Ecke sitzen zwei ältere Leute, der eine blond, mit einer Brille vor den klugen, geröteten Augen.

Er streitet sich mit einem Graukopf, der nicht ganz seine russische Herkunft verleugnen kann, über die Notwendigkeit der Neugeburt der Tragödie.

Was diese beiden an Schlichtheit des Aeußeren fast zu viel haben, was sie wie Privatgelehrte oder Oberlehrer erscheinen läßt — das haben andere Gäste dieses Cafés zu wenig. Die ersetzen das, was ihnen bisher an auffallenden Leistungen mangelt, durch auffallendes Aeußere.

Wie jener Bildhauer, der Rodin übertrifft. Wie

jener junge Musiker mit der Samtjacke — den Kniehosen und der Lockentolle.

Wie jener Journalist, der seine schwarze Locke bis auf die Nasenwurzel fallen läßt — und stets von großen überfüllten Volksversammlungen kommt, die er einberufen — und in der er die Machthaber zerschmettert hat — — in der aber nur zehn oder zwanzig Gäste anwesend waren, denen er für 10 Pfennig Eintritt eine halbstündige Rede über die schlechte Straßenpflasterung hielt . . .

Später fällt eine ganze Gemeinschaft ein. Die Damen alle in extravaganten Reformkostümen. Blumen oder Ketten im tief ins Gesicht fallenden Haar. Bunte Perlenschnüre um den freien Hals. Darunter jene mit dem häßlichen breiten Gesicht und der dicken Nase, die einen Gedichtband mit mystischem — lateinischen Titel in die Welt warf — berühmt wurde — und nun solche masochistischen Bücher schreibt, die ihren Verleger immer auf einige Monate hinter geschlossene Mauern bringen.

Und die beiden Männer, die diesen Kreis führen, haben Profile wie Wallensteinsche Hauptleute. Doch stecken sie in den neuesten Gesellschaftsmoden. Ganz schwarz. Und jetzt beweisen sie ihren Jüngern, daß der Tod = Leben sei — und Leben = Tod. Unterschiede — Gegensätze sind gar nicht vorhanden. Nur in der Einbildung.

Aber — der dickere von den beiden weist gekränkt die Chokolade zurück, die man ihm anstatt Kaffee hinsetzt.

„Ja, Kaffee ist eben Kaffee und nicht Chokolade!“ lächelt einer still . . .

Und Armut ist Reichtum, Reichtum Armut! denken zwei junge Leute des Kreises — stehen auf, nachdem sie zum Kaffee den halben Kuchenkorb leer gegessen haben — und flüstern dem Kellner zu, daß jener ältere

Herr zahlen werde, der schon wieder mal beweist, daß kurz = lang ist . . .

Und sie verschwinden . . .

Auch sie ersetzen durch ein ins Auge stechendes Aeußere die fehlenden Leistungen. Auch sie huschen mit verachtenden Blicken an dem weißgedeckten Stammtisch vorüber, an dem sechs bis acht ältere Künstler sitzen: der ältliche Baron mit den vielen Theakterprojekten, der so lustige Geschichten geschrieben, so viel Komödien verfaßt hat und jetzt erst mit seiner jungen Gemahlin, die lächelnd neben ihm sitzt, ein Gedichtbuch herausgab; der kleine lebhafte, spitzbärtige Romancier, der am Tage wohl dreimal hierherkommt; der große, blondbärtige Bildhauer, der so wenig spricht, dann aber scharf und hart — ganz so, wie sein Gesicht ist — und von dem in der National-Galerie eine der schönsten modernen Bronzen steht; der grauköpfige Maler mit der roten Nase und den grünlichen Augen, den alle Welt Onkel nennt — der bis zu seinem achtundvierzigsten Jahre Kaufmann war und jetz nichts kennt, als Farben und Leinwand; der hagere, kleine Karikaturist, der mit seinem behaarten Kopf ein plattgedrücktes assyrisches Profil darstellt, und der wegen seiner exakten Niggertänze bekannt ist — — und noch mehr. So der Anthologiker, ein bekannter, vielbändiger Herausgeber von Anthologien, und andere . . .

An einem der letzten Wochentage sitzen die Vertreter der neusten Richtung in der Sozialdemokratie im rechten Flügel des Lokals: Eine schlichte blinde Nationalökonomin, die wichtige Untersuchungen über die Gewerkschaftsbewegungen gemacht hat — ein Doktor der Chemie, der mit seinem roten blonden vollen Gesicht nicht aussieht, als trage er sich mit umstürzlerischen Ideen — ein großer Mann mit blassem Gesicht, die

Haut bläulich von dem fortrasierten Bartwuchs, mit scharfem Profil den weichlichen Eindruck, den er von vorn macht, verwischend — eine große üppige germanische Frau; adliger Herkunft, heiratete sie nur aus Trotz einen Mann aus diesem Kreis — ein kleiner blasser Kunstkritiker; die Haare wirr ums Gesicht, lächelt er beständig sarkastisch — und der unscheinbare Mittelpunkt: ein blonder, junger Mensch mit nervösem Gesicht, scharfkantig, schmallippig, entzündeten Augen; sein tadelloser Anzug deutet auf einen Diplomaten, sein orientalisch umrissener Kopf aber auf einen Fanatiker.

Er ist es denn auch, der einem älteren bärtigen Parteitheoretiker und Reichstagsabgeordneten in einer mehrstündigen Rede die Notwendigkeit von der Erhaltung einer gewissen Zeitschrift klarmacht. Zäh und zielsicher setzt er seine Gedanken durch. —

Alle diese Menschen sitzen zwischen den guten, wohlhabenden Bürgern aus Berlin W. und deren modisch gekleideten Frauen — ein seltsames Gesamtbild . . .

Einzelne sitzen bis spät in die Nacht hinein bei den Teegläsern und Kaffeetassen. Und ab und zu kommt dann auch noch eine neue Gestalt hinzu:

Der Bildhauer, mit einem gedunsenen Säufergesicht, der erst vor wenigen Wochen den viele Jahre lang vergeblich erwarteten Auftrag erhielt, schwankt herein. Er sinkt in ein Polster — trinkt einen Schwarz. Das Getränk läuft ihm über das rasierte rundliche Kinn — über die weiße Wäsche — über den Frack.

Was er sich früher in der Verzweiflung der auftraglosen Jahre angewöhnt, das kann er jetzt nicht mehr lassen — und kommt nun nicht mehr recht zur Arbeit — was ihn immer tiefer hineintreibt in den Trunk . . .

Jäh wird die Tür aufgestoßen.

Ein junges blasses Weib kommt herein. Die Haare zerzaust. Den Rock beschmutzt.

Sie flieht förmlich herein und an den Tisch zu den jungen Leuten.

Dicht hinter ihr her poltert ein junger Mann in das Lokal. Eine volle, blühende Gestalt.

Er will sich dem Weib nähern.

Sie aber sieht ihn mit ihren großen tiefliegenden Augen drohend an.

Da weicht er zurück – und setzt sich still an einen Tisch — aber wie ein Hund, der auf das Zuspringen wartet . . .

Dort, bei der Glühlampe sieht man, daß ihm irgend eine Stelle im Gesicht blutet. —

Und das junge Weib holt einen geladenen Revolver hervor:

„Den habe ich ihm abnehmen müssen — Schießen wollte er!" sagt sie mit heiserer Stimme und erzählt dann mit zitternden Lippen von den schwerdrückenden Erlebnissen mit diesem Vater ihres Kindes. Jetzt erst begreifen die jungen Leute, warum die Gedichte dieser unschönen Frau mit der breiten, leuchtenden Stirn so voll Herzblut und Seelenschrei sind.

Und sie fühlen zitternd, daß ihnen der Schrei der Seele fehlt — und sinken zusammen . . .

Und so warten sie, bis der Morgen kommt — bis der lauernde Mann, der eben all die Seele unterdrücken — und sie lieber töten wollte, als von ihr überragt zu werden — — warten, bis dieser Mann allein heimwärts schleicht. — —

Ein paar elegante junge Leute. Wie Offiziere in Civil. Ein breitschulteriger Mensch, der Sohn eines berühmtesten Bildhauers, holt einen Bleistift hervor und porträtiert die späten Gäste — den Menschen mit dem

Ulsterzug und den buschigen Haaren — den Ober mit dem liebenswürdigen, rosigen Jünglingsgesicht — und was noch so herumsitzt.

Der Cafétier, ein lächelnder, in höheren Tönen sprechender Herr, der seinen Ober verliebt ansieht, läßt gleich eine Glasplatte auf dem Tisch befestigen . . .

Und am nächsten Abend begrüßt er seine Gäste lächelnd, die gleichen, wie gestern Abend — ihnen die Zeichnungen zeigend.

Und alle fühlen sich wohl in diesem kleinen, überhitzten Lokal, wo der Ober so hübsch und lieblich aussieht und der Wirt ihn fast eifersüchtig ansieht — der Wirt, der fast etwas Weibliches, Mütterliches an sich hat, wie er so zwischen den besetzten Tischen hindurch geht und jedem Gast die Wünsche vom Gesicht abliest — wie eben eine Mutter ihren Kindern . . .

Schauspieler

Der hintere Teil eines großen Hallenkaffeehauses. Zwischen bunten Stuckſäulen Marmortische — und eine bunte Gesellschaft.

An einem der Tische breit und gewichtig ein Operettensänger. Seine glitzernden Ringe, seine nicht zu übersehende Krawattennadel zeugen von seinem Ruhm und seinen Erfolgen. Wenn er nicht so glattrasiert wäre und in neuester Mode — ganz große Carreaus — ginge, könnte man ihn für einen Ringkämpfer, für einen ehemaligen Schlächtergesellen halten.

Neben ihm ein Regisseur. Klein, lebhaft, nervös. Sein Gesicht: fast nur Bart und Augen. Mit vorgebeugtem Kopf erzählt er gerade von der ersten Zeit der „Freien Bühne" und den aufgeregten Theaterjahren so um 90 herum.

Die andern, meist kleinere Chargen, lauschen still. Damals waren sie noch Jünglinge, die von oben herab, von der Galerie aus den Revolutionen der Bühne folgten.

Aber der Operettensänger kann sich nicht enthalten, seine Beziehungen zur Literatur und seine Bemühungen um das moderne Theater aufzudecken. Er legt seine fleischigen Hände auf die Tischkante und spricht:

„Ja — hm — damals war ich noch nicht bei der Operette — ja, das war eine dolle Zeit. Das muß

selbst ich sagen! Ja, das war es! — Und da war ich — na, in irgend einem Kaffee da in der Provinz — — Stettin — oder Posen. Und da gaben se auch so'n verrücktes Stück von einem Russen — da war so'n Kindesmord drin — doll, sowat auf der Bühne. Janz doll! Als ob de Leute in't Theater kommen, daß man se rausekelt ... Amesiern woll'n se sich, amesiern. Und sollen se ooch for ihr gutes Geld ... Dazu ist de Kunst da! Das ist das Schwerste! Jawoll! ..."

Die andern sehen sich still an, mit verzerrtem Mund, krampfhaft das Lachen verbeißend.

„Na, also — wie heißt denn der Mensch, der dies Stück mit dem Kindesmord geschrieben hat? Zum Schluß bereut die ganze Bande ... Er hat so'n komischen französischen Namen —"

„Ach — Tolstoi!" sagt der Regisseur und nickt: „Ja ja — der, der kann schon was!"

„Ganz recht! T o l s t o — â, Tolsto—â! ... Ich wußte doch, das war so'n französischer Name!" meint der Operettensänger und sieht sieghaft im Kreise herum. —

* *
*

Am Nebentisch jüngere Schauspieler, die wenig von ihrem Beruf an sich haben. Mehrere sehen aus, wie wenn sie Nächte hindurch hinter tiefsinnigen Büchern säßen.

Der eine, dessen Stirn soweit über die Augen vorspringt, schwärmt eben von einem Vortrag, den er gehört.

Ein anderer, ein weißblonder, aristokratischer Mensch, zieht nachdenklich die rasierten Lippen abwärts:

„Man ist doch in manchem schwach — es fehlt einem doch viel, daß man nicht die Universität besucht hat!"

„Ach — was!“ macht der Schwarze — „Das — das kann man alles so nebenbei machen ... Was? — Mal ein gutes Buch — oder ein Vortrag ... So ein Buch kann einem mehr sagen, als so'n trockner Professor, der immer den gleichen Kursus abhält ... Darum mach ich mir keine Gedanken ... Wenn so'n Professor Quatsch quasselt — denn muß man ruhig zuhören — aber so'n Buch — das schmeißt man einfach beiseite!“

Und mit einem Lächeln:

„Ach — da hab ich heute früh das Flohlied von Beethoven gefunden. Das ist eine Melodie! —:

Es war einmal ein König,
Der hat einen großen Floh —
tomm, tomm, tomm, terom ...“

Und wie er so singt, fliegt über sein Gesicht die Verzückung — und strahlt von den andern Köpfen wieder ...

* *
*

In der Ecke, auf dem Plüschsofa: der ehemalige Brettlkapellmeister mit seiner Geliebten. Das schmale Gesicht höhnisch über die andern emporgereckt. Er ist jener, der es fertig brachte, dem Direktor untreu zu werden, der ihn aus Unbekanntheit, Armut, Verbissenheit und — der ihn aus dem Dreck herausgezogen. Jetzt ist er zum Konkurrenten gegangen — der zahlt mehr.

„Ich werd dem Herrn — er meint seinen Entdecker — schon zeigen. Spielt er die Sache — die Sache und die Sache! Von mir! Wo ich nich mehr bei ihm bin! — Frechheit!! ... Meine Lieder! — — Und wenn er zu Grunde geht ... Ist ihm Recht!“

Seine Geliebte lacht:

„Der spielt ja blos deine Sachen, weil es ihm schon schlecht geht!"

„Nu ja — soll es ihm noch schlechter gehn!"

*　*
*

„Mit dem Lumpen geh i nimmer!"

Fast krebsrot vor Entrüstung wird der elegant Gekleidete, als ihn seine Freundin auffordert, an den andern Tisch zu kommen. Da sitzt ein Direktor, bei dem er früher einmal gespielt hat. Der hat dann den Schauspieler entlassen ...

Die Freundin redet mütterlich zu:

„Na — geh — reg dich nicht so auf ... Weißt ja gar nicht, was er von dir will!"

„Und wenn er mir seine erste Stelle anbietet — mit dem Lumpen geh i nimmer!" Und er haut auf den Marmortisch. Seine Stimme ist gedämpft, kreischt aber doch so laut, daß der Direktor ihn hört.

Seine Freundin streicht dem Schauspieler das dünne Haar:

„Wirst dich beruhigen! Wirst dich beruhigen?!"

Da steht der Direktor schon neben ihr, bittet den Schauspieler um ein paar Worte.

Die beiden flüstern ein wenig miteinander.

Dann faßt der Schauspieler den Direktor vertraulich unter:

„Ah — ja — wann Sie mir so viel bieten — —"

*　*
*

„Kinder — eine Rolle hab ich! Eine Rolle!"

Und die großen Augen rollen; das Weiße des Augapfels ist zu sehen.

„Was — schon wieder was für eine Première?" fragen die andern und werden blaß.

„Was denkt Ihr? Ich habe in **allen** Premièren zu tun!... Ueberhaupt — alle Abend! Ohne mich können sie nicht spielen!“

Alle sind stumm. Und lesen die Zeitungen. Nur die Theaternotizen. Sämtliche Blätter, die der Zeitungsträger heranschleppen kann.

Einer geht nach dem andern. Bis der letzte den mit der Rolle fragt, ob er denn heute zu spät kommen will?

„Ach — na — heut — heut hab ich doch nicht zu tun! Gott sei Dank — ein paar Abende in der Woche hat man ja für sich!“

Er sieht den andern nach und räkelt sich wohlgefällig am leeren Tisch...

* * *

„Kommst du jetzt?“

Die kleine Schauspielerin legt ihre blasse, schmale Hand auf die Schulter des Sitzenden. Ihr feines Gesicht beugt sich herab — in ihren Augen flirrt eine süße Nacht...

Er dreht sich erstaunt um —

„Ach ich?“

Und dann erhebt er sich schnell...

Wie lange hatte er mit Blicken gefleht. — Aber — der andere...

Der sitzt keck und höhnisch da. Seine dürren Backen verzerren sich zu groteskem Lächeln:

„Ja — unsere kleinen Kolleginnen — die haben die Frauenfrage schon gelöst — —. Die wählen — bis sie den Richtigen haben... Hm — na, die Hauptsache ist ja, daß wir nicht zu kurz kommen, bis sie — **ihn** hat!...“

Ein Zwinkern der von Falten umgebenen Augen. —
Die andern lachen.
Er tut erstaunt:
„Ich habe doch nichts gesagt? — —“

* *
*

Eine große Gesellschaft um mehrere zusammengeschobene Tische. Da ist der ältliche Konfektionär, glatt rasiert wie ein Schauspieler. Er versäumt keine Première oder Neueinstudierung. Immer sieht man ihn mit dem umgehängten Theaterglas. Mit jedem Schauspieler von Bedeutung hat — er — schon — persönlich — gesprochen . . .

Neben ihm eine Hünengestalt: blond gebrannte Locken, Lohengrinbart, frisch gewichste Augenbrauen, wie wenn er sich die Maske schon zu Hause gemacht hätte. Fehlt ihm bloß noch die glitzernde Rüstung; dann ist der Opernritter fertig.

Dabei hat er seit zehn Jahren keine Kulisse von hinten gesehn. Als Fabrikant von Schuhwaren lebt sich's ja auch . . . Die Hauptsache ist nur, man sieht so aus wie ein Heldensänger . . .

Und man läßt sich ein wenig bestrahlen von dem Glanz des großen Schauspielers, der hier thront, düster, hager, eine Verkörperung des Genies.

Alle lauschen ihm lächelnd — wenn er einen Scherz erzählt.

Alle sind erschüttert — wenn er entrüstet berichtet, daß seine Köchin heute die Mehlspeise mit Pflaumen anstatt mit Apfelmus angerichtet habe.

Wenn er geht, lächelt er: Mit einer Alltäglichkeit konnte er eine große Wirkung erzielen. Er! —

Die andern sitzen still beisammen und sehen noch seine zornigen Augen, seine tiefbekümmert verzogenen Lippen, die faltigen, trockenen Backen — das ganze Unglück des Lebens hat in dieser einen Minute vor ihnen gestanden . . .

Wenn man das doch auch könnte . . .

Café Zuchthaus

Eins der elegantesten Kaffeehäuser. An einer Prachtstraße. Große glänzende Spiegel an den Wänden. Vergoldete Stucksäulen. Alles blendend — unecht — überschleiert. Wie die Menschen hier.

Eben kommt ein Mann herein durch die breite Glastür, die sich zwischen hohen, bis auf den Fußboden reichenden Fenstern öffnet. Draußen flutet eine elegant gekleidete Menge vorbei — viele so langsam, wie man eben nur in dieser einen Straße von Berlin spaziert. Und aus dieser Menge löste sich der Herr los und trat ein.

Von oben bis unten ist er tadellos in feines Mausegrau gekleidet. Nur auf dem Kopf ein schwarzer Cylinder. Und im Knopfloch eine große weiße Blume.

Fast läßt ihn das aussehen wie wenn er ein Dameneroberer sei.

Aber hinter diesem strengen, trockenen, scharfkantigen Kopf steckt etwas anderes. Diese kalten, eingefallenen Augen bergen kein Liebesfeuer. Und das starke hervortretende Gebiß mit den dünnen Lippen sieht nicht nach Zärtlichkeitssehnsucht aus. Dieser Mund scheint geschaffen zum Zerreißen und zum Zermalmen.

Und die Blume ist nur eine Maske . . .

Der Herr in Mausegrau ist einer der geschicktesten Falschspieler, die je gelebt. Er ist fähig, sieben Spiele

an ihrer Rückseite zu erkennen, wenn er sie ein einziges Mal gesehen hat. Die kleinen „Zieher“ in der Kaschemme im Südosten, in der er ab und zu Abends erscheint — um doch auch nicht ganz den Anschluß an seinen Beruf zu verlernen, — die sagen: „Ja, das ist ein Genie! ... Der — der holt sich bei der Leipziger Messe in zwee Tagen seine drei — vierdausend ... Der hat immer de Tasche voll blaue und braune Lappen ... Mit Kleinigkeiten braucht der sich nich abzugeben ... Wenn man soviel kann wie der — denn machen ooch zwee Jahre Zuchthaus nischt aus. Die hat der runterjemacht wie 'ne Badereise!“

Der in Mausegrau setzt sich an einen der Marmortische, an dem eine große blonde Dame sitzt. Ihre üppigen Reize sind schon ein wenig verblüht, fallen aber noch gewichtig genug auf. Am meisten durch ein raffiniert einfach gemachtes Kleid aus grellbunt geblümter Seide.

Und dann fällt ein sonderbar jugendlicher Schimmer auf sie durch das junge zierliche Mädchen an ihrer Seite, das sie stets:

„Mein Töchterchen!“ anredet.

Aber diese Tochter besitzt sie erst seit drei Tagen. Da hat sie die stellenlose Erzieherin in der Kunstausstellung kennen gelernt, sie mit in ein Weinlokal genommen — und ihr dann, als die Herren hinter ihr her waren, klar gemacht, was für ein Leben sie führen könnte — wenn sie wollte!

Und — ob die wollte ... Sie gab ihre Jugend, ihre Zartheit ins Geschäft. Die Blonde ihre Geschäftskenntnis ...

Sie ließ sich einkleiden — und ein Zöpfchen flechten — und sitzt nun da wie ein braves Kindelein — gehorsam der Mutter ...

Die versteht, die Blicke des Mausegrauen auf das junge Mädchen zu lenken.

Und er geht auch scheinbar drauf ein.

Aber — er riecht so etwas wie Verwandtschaft, wie den muffigen Gefängnisduft hindurch durch das süße, dichte Parfüm, das die Damen umschwebt. Und benutzt die Kleine — die wohl die ganze, erträgnisreiche Vergangenheit ihrer Mutter, aber nicht die Unterbrechung der erfreuenden Tätigkeit hinter schwedischen Gardinen kennt — um an ihr vorbei ungeniert einen Kreis von Männern beobachten zu können.

Leute, meist mit einem scharfen Stallgeruch behaftet. Der mit den wulstigen Backen und den dicken Augenlidern, die mehr hervortreten als die kleine rundliche Nase, ist der Mittelpunkt. Er hat gerade in seinen Ställen draußen in Weißensee einen Renner stehen.

Der einfach gekleidete Mann mit dem kurzgeschnittenen Schnurrbart reflektiert darauf. Er kann sich das leisten. Sein Vater hat eine der größten Kohlenhandlungen. Läßt aber den Jungen nicht recht ran ans Geld. Der aber hat das Spekulationsblut vom Vater geerbt. Und läßt heimlich „laufen". Der Dicke hat nun wieder ein Pferd! —

Da drüben, der mit dem langen rabbinerhaften Bart — der soll das Geld dazu hergeben. Und der mit den roten kurzgeschnittenen Haaren, der soll das Tier auf seinen Namen laufen lassen.

Lange wird hin und her verhandelt.

Bis der Geldgeber weich ist und Scheine unterschreibt.

Der junge Mann geht.

Begehrlich folgen ihm die Blicke des Mausegrauen: Wenn der schon mal Geldfieber haben will —

warum denn nicht durch ihn? . . . Morgen wird er sich ihm mal vorstellen — als Pferde-Interessent . . .

Kaum ist der junge Mann hinaus, wandern die Scheine aus der Hand des Schwarzen in die des Stallbesitzers. Der Schwarze hat in seinem ganzen Leben kein Geld gehabt. Aber er kriegt jetzt einen blauen Lappen von dem Stallbesitzer — für die Schiebung, durch die der Pferdehändler tausend Mark mehr an dem Renner verdient . . .

Und auch der Blonde, auf dessen Namen die Pferde des jungen Mannes laufen, kriegt eine Kleinigkeit . . .

Ueberall an den dichtbesetzten Tischen Gesichter, die irgend einen entschlossenen Zug haben, deren Augen frech — oder fidel — oder scheu in diese bunte, elegante Menge blicken. Damen in den neuesten Moden, mit fein plissierten grauen Röcken und grellen seidenen Blusen rauschen seidig an den Gruppen vorbei. Leichtsinnige Gesichter lachen fast an allen Tischen. So auch in der Ecke, wo sich zwei Jugendbekannte gefunden:

„Ach — Herr Petzold!"

„Nein — bitte — nicht mehr Petzold — Arnim von Wolfsburg ist mein Name!"

Er holt ein silbernes Etui heraus und reicht eine vornehm geschnittene Visitenkarte hin.

„Mensch — hast du dir verändert!" sagt sie blos bewundernd, seine Lackschuhe, seine tadellose Wäsche, seinen Smoking aus feinstem Tuch beäugend. Nur, daß er zu der roten Weste einen gelben Schlips trägt — das will ihr noch nicht gefallen. Und sie belehrt ihn. Und er nimmt das gern an. Nur verspricht er sich immer wieder und nennt sie nicht Marietta, wie sie sich selbst getauft, sondern Martha, wie die Eltern sie genannt — ohne sie zu fragen! — —

An einem Tisch mehrere geschminkte Damen mit

großen Flitterhüten. Eine von ihnen wird böse — und ruft zum Nebentisch hinüber, wo mehrere stark beleibte junge Männer mit verlebten Gesichtern flüstern:

„Ihr habt blos immer eure Rennen im Kopp! Wo wollt ihr denn die Woche schon wieder hin? — Wat — nach Dresden ... Na, laßt euch man da nich kriegen! Ihr wißt doch, da sind se nich jut zu sprechen uff de Buchmacher!"

„Wi'ste woll deinen dreckigen Schnabel halten!" fährt der eine sie mit speckiger, gequetschter Stimme an.

„Na — Maxe — da haben se dir doch schon mal abgefaßt! ... Du, det zweete Mal jeht's nich so leichte ab mit 'n paar Monat blauen Heinrich! ... Du weeßt doch, ick meen et jut mit dir! Wozu wi'ste denn dahin? Du brauchst doch keen Jeld zu verdienen. Von mir kri'ste doch allet, wat de brauchst!"

„Will ick ja jarnich!"

Ein schrilles Gelächter — und das Mädchen lehnt sich zurück, ohne Maxen noch einmal anzusehen. —

Weiter vorn ein großer Tisch voll mit lustigen Leuten, denen das Theaterleben aus dem Gesicht leuchtet. Operetten-Schwankvolk. Bewegliche Gesichter. Nirgends zu tiefe Linien. Die Gespräche drehen sich um die neuesten Moden, um „Schlager", um fesche Einlagen. —

„Na, du — hast schon gehört?"

„Was denn?"

„Unser Kapellmeister hat Noten entdeckt — alles ist genau so wie in unserer Posse ... Und weiß du, woher die Musike ist?"

„Na —?"

„Aus Amerika!"

„Na ja — wenn einem nix einfallt — fallt man wo anders ein!"

Alles lacht.

Man nimmt die Sache nicht tragisch. Macht man's doch so ähnlich.

„Du, ich war gestern im Theater. Der Y. hat einen neuen Trick. Er spricht durch die Nase. Die ernstesten Stellen. Alles wälzt sich, sage ich dir! Wälzt sich!"

„Na — und?"

„Mache ich heute Abend auch so!"

Am Fenster ein Tisch mit jungen Leuten. Studierende. Elegante junge Leute mit jener lebemännischen, altklugen, selbstbewußten Kopfhaltung, wie sie jetzt an der Jugend so häufig zu finden ist. Spott und Lebesucht im Blick, lachen sie über einen armen Teufel, der mit hungrigen Augen durch die Scheiben blickt und sich mit blassem Gesicht vorüberschiebt.

Sie wissen, daß dies Kaffeehaus von einer sonderbaren Gesellschaft besucht wird. Sie kennen seinen Namen, haben selbst oft genug beobachtet, wie mancher arme Bauunternehmer oder andere Leute, die in Geldverlegenheit sind, hier von solid gekleideten „Geldgebern" gezwickt wurden, daß sie Blut schwitzten.

Aber alles das hält sie nicht ab, sondern reizt sie hier zu verkehren.

Hier ist es ja famos amüsant! — —

Bei unseren Hausbesitzern

Ein kleines Kaffeehaus im Westen. Die Fenster des Spielzimmers liegen nach dem Hof hinaus. Das Zimmer ist mit grünen Empiretapeten ausgestattet. An der Decke glänzt eine vergoldete Gipssonne zwischen Rokokostuck. Zwei kleine Kronleuchter erhellen mit rötlichen Glühlampen den Raum, dessen Marmortische mit dunkelgrünem Fries bespannt sind. Ein hölzernes Rokokogitter schließt das Zimmer von den vorderen Lokalitäten ab. Eine Atmosphäre von Kaffeedunst und Cigarrenqualm. Nachmittags gegen fünf Uhr. Die Zeit, wo die kleineren und größeren Hausbesitzer, Bodenspekulanten, Holz- und Steinhändler der Kurfürstendamm-Gegend hier zu einem zweistündigen Kartenspiel, simplen Sechsundsechzig oder knifflicheren Skat, sich zusammenfinden.

Erst zwei dieser Gäste sind da. Jeder sitzt an einem anderen Tisch. Die Arme breit auf den Nebenstühlen, die Cigarre zwischen den Fingern und eine „Schale Braun" vor sich. Sie sprechen miteinander. Beide sind über die Vierzig hinaus. Beide dunkelhaarig und kräftig gebaut. Der Eine hat einen starken Schnurrbart unter einer großen Nase, in einem gesunden Gesicht. Der Andere versteckt seine bleichen, verlebten Backen in einem dichten, schwarzen Vollbart. Andächtig hört er zu, wie der Andere erregt sagt: „Also er kauft sich nu den großen Platz. Bezahlt mer den Preis. Glatt weg. Und nu

denk' ich, wird er ausschachten lassen und vor allem de Bäume runterhauen. Nee: die Bäume bleiben stehen. Nicht ein Mensch kommt, um de vielen Sträucher an de Straße auszugraben. Und wissen Se, was dieser Mensch mit dem scheenen großen Platz macht? Er baut sich 'ne Villa drauf! Ne richtige, niedliche Villa mit Erkerchen und Fensterchen! Wo er hätte ein Haus bauen können mit zehn Wohnungen à fünf Zimmer . . . Ja —." Er pafft und zwinkert, als sei ihm etwas Unfaßbares geschehen.

Der Andere fragt bewundernd: „So . . . eine große Villa?"

„Ja; ein Haus mit zehn, zwölf Wohnungen hätte da stehen können!"

„Und das ist nu blos Garten?"

„Nichts als Garten!"

Der Andere reckt den Kopf vor: „Wird er kommen?"

„Wer?"

„Nu, der Bauunternehmer, der auf meinem Platz baut." Er lehnt sich zurück, so weit es die Stühle ererlauben, und sagt mit seiner fetten Stimme: „Se wissen doch? Einmal haben die Handwerker schon nachgelassen. Es is ja nich vill; nur fünf Prozent. Nu is das Haus ja doch unter Dach; een ganz scheenes Haus. Ne große, scheene Marmortreppe kommt vorne hin. Un zwee große, scheene Wandleuchter aus Bronze, aus reene Bronze an de Wände bei de Treppe. Und Giebeldach und vergoldetes Türmchen: fein wird des Haus. Das kann man ruhig sagen. So een recht herrschaftliches Haus. Aber ich werd' doch de Handwerker nich geben, was se so schlechtweg verlangen? Kann ich ja auch gar nicht. Wo soll ich sonst der Bodengesellschaft abkaufen de zwei Parzellen? Eine würd' se mer vielleicht geben so mit Baugeld. Aber wo bleibt da der Profit? Und ich werd

mer doch nich machen zum Bauunternehmer? Gibt schon genug ... Nu hatten se neulich schon 'ne Konferenz. Da hab' ich meinem Unternehmer gesagt, zehn Prozent müßten se ablassen, wenn ihre Forderung nich ganz ausfallen solle. Un es wäre doch ooch ihr Vorteil, wenn das Haus erst wäre unter Dach und fertig. Dann ist's bald verkauft und se kriegen ihr Geld, blank un bar auf den Tisch. Der Putzer wollte ja zehn Prozent nachlassen. Aber der Tischler, der Maler, der Töpfer und der Glaser: die wollten nich. Und der Tapezierer wollte überhäupt nich. Nich eenen Pfennig, sagt der. Na, er kann sich's leisten. Der beschäftigt seine neunzig Gesellen in der Saison."

„Neunzig?"

„Ja; und noch mehr! Und der wars, der die anderen wild machte. Un mit Ach und Krach wollten sie denn fünf Prozent heruntergehen. Nu is das Haus unter Dach un nu haben se heute wieder Konferenz. Sieben Prozent habe ich gesagt. Unter dem nicht. Bin neugierig, was mir der Unternehmer bringen wird. Geben se nich, was ich will, zieh' ich meine Hand zurück. Ich bin ja gesichert. Ich habe mich gesichert. Werde ich arbeiten for de Handwerker!"

Eine der Buffetmamsells, ein strammes Mädchen, lief mit ihrer weißen Schürze an dem Holzgitter vorüber. Der Blasse schmunzelte. Als sie nach kurzer Zeit zurückkam, rief er ihr lächelnd zu: „Na, Jungfer?"

Das Mädchen kicherte und verschwand.

Aus dem vorderen Raum, an dessen Tischen einzelne junge Leute saßen, kamen langsam und würdevoll mehrere wohlbeleibte Herren. Der Kellner, der sie schon genau zu kennen schien, sagte vergnügt, daß sie wieder zur bestimmten Zeit ihren Kaffee bestellten: „Nun ist's aber auch die höchste Zeit, meine Herren. Da sehn S' nur,

Sie werden bereits erwartet. Sehn S' da hinten: da fehlt noch der zweite und der dritte Mann zum Skat!" Dabei lächelte er und rieb sich die dürren Hände.

Zwei der Herren taten, als hörten sie ihn nicht. Der dritte, aus dessen rundem, vollem Gesicht zwei kleine Augen glänzten, rief: „Nur nicht so familiär! Wir werden schon finden, was wir suchen. Sie brauchen sich gar nich so zu ereifern!"

Der Kellner war schon davon. Ein anderer Herr fragte; „Was ist denn? Was wollte er denn?"

„Spaß! Am liebsten möchte er einen duzen. Das könnte ihm passen."

Ehe sich alle an die Tische setzten, sah der mit dem blassen Gesicht nach der Uhr. „Er müßte doch schon längst hier sein. Einen Augenblick!" sagte er zu seinem Partner und ging nach vorn. Aber der Unternehmer war noch nicht da. So setzte er sich denn zum Spiel. Doch war er so unruhig, daß er fortwährend Fehler machte und sich mit seinem Partner zankte.

Neue Gäste kamen. Die Spieltische waren bald ganz besetzt. Und zwischen und hinter den Spielern saßen Zuschauer. Darunter auch ein breitschultriger Mann mit kurzgeschnittenem, grauem Vollbart. Er hatte ruhige Bewegungen und eine große Sicherheit in dem kalten Blick aus dem umfurchten Auge. Mit einer gewissen Ehrfurcht wurde er behandelt, trotz seiner einfachen Kleidung. Er hatte all seinen Freunden aus der Klemme geholfen und zum Schluß ihren Grund und Boden billig gekauft. Daß er sie nicht nackt auf die Straße setzte, wurde ihm hoch angerechnet.

Während die meisten ihn sehr artig behandelten, rückte ihm einer, der mit seinem faltigen, glattrasirten Gesicht, der gelichteten Mähne und dem goldenen Kneifer sich den Anschein eines Künstlers geben wollte, dicht an

den Leib und sprach auf ihn ein: „Hier macht man ja einen ganz netten Skat, Herr Warschauer. Aber Sie müßten mal in unser Café kommen. Da wird flott gespielt. Da hätten Sie Ihre Freude.“

Der Alte schwieg. Und die warnenden Blicke der andern sah der Fahrige nicht.

Cigarrenqualm und Kaffeedunst wurden immer dichter. Da erschien in dem breiten Ausschnitt des Holzgitters ein kleiner Mann. Er trug einen hellen Wintermantel, dessen Sammetkragen schon speckig glänzte. In seiner kurzfingrigen Hand hielt er einen großen Hut und sah verlegen drüber weg in das Spielzimmer. Der Blasse hatte ihn kaum erkannt, als er auch schon aufsprang und seinen Platz einem andern überließ.

„Na, Teinert, wie stehts? Sieben Prozent?“ Er zog den Kleinen an einen entfernten Ecktisch.

„Nee, so viel wer'n se woll nich rausrücken. Aber ick denke, fünfe mache ick noch. Erst hätten sie mir beinah verhauen, als ick sagte, se müßten wieder Prozente geben. Aber denn haben se noch mal kalkuliert. Un denn habe ick ihnen vorgerechnet, wat det Haus for Miete bringt und det de Läden im ersten Jahr leer bleiben. Un denn wurden se verninftiger. Un nu beraten se noch. Schon vier Stunden jeht det so! Fein, ihnen den Kitt so vorzurechnen, nich?“

„Ja; aber unter fünf auf keinen Fall!“ Und der Blasse redete noch eine ganze Weile auf den kleinen Mann ein. Der ging, wichtig und selbstbewußt nickend: „Natürlich fünf Prozent!“

Der Blasse setzte sich wieder zum Spiel. Aber er hatte heute keine Ruhe und kein Glück. Da wurde auch noch sein Partner herausgerufen. Bei dem wohnte eine Witwe, die erst die Wohnung verlassen wollte, wenn ihr Kontrakt abgelaufen war. Er aber wußte: der vor

wenigen Wochen verstorbene Mann hatte nicht so viel hinterlassen, daß sie eine solche Wohnung erhalten konnte. Auch hatte er gerade einen sicheren Mieter, der zwanzig Prozent mehr zahlen wollte. Aber die Witwe behauptete, sie könne in ihrem Zustand keine Wohnung suchen. Da hatte er zwei Freunde zu ihr geschickt. Doch die konnten ihm auch nichts anderes sagen, als daß sie nicht ziehen wolle.

„Gott, was for Geschichten macht mer die Frau!“ sagte er heftig und redete mit geiferndem Mund auf die Freunde ein; sie solltens noch mal versuchen.

Ein anderer Herr wurde herausgerufen. Der Blasse dachte schon, es gelte ihm, und warf die Karten hin. „Mboh! Frauenzimmer!“ . . . Halt: Da war Teinert endlich. Der wischte sich den Schweiß von der Stirn und brüllte:

„Fünfe! Ick habe die Bande weich gekriegt.“

Im Sechsdreier-Café

Ein einfach gekleideter älterer Mann ging die paar Stufen hinauf. Als er die mit weißen Gardinen geschmückte Glastür öffnete, sah ich ins Innere des Lokals: Wiener Stühle und alte geschweifte Biedermeierstühle nebeneinander. Die Tische mit bunten Tüchern bedeckt. Und alte, geblümte Sofas an den Wänden und in den Ecken.

Ein junges Mädchen bediente. Das ganze hatte etwas kleinbürgerliches. Es war besser eingerichtet als die Kaffeeklappen — so ein Zwischending zwischen denen und den Cafés.

Und auch das Publikum ist so ein Zwischenglied. Menschen, wie man sie so häufig in den Vierteln der Engrosgeschäfte sieht: der Schneidermeister, der eben geliefert hat und nicht gern im selben Lokal wie die Hausdiener verkehrt. Und Direktricen, Lageristinnen, Buchhalterinnen, die es weit zur Wohnung haben und hier zu einer Tasse Kaffee oder zu einer Schokolade mitgebrachte „Stullen“ verzehren — ihr Mittagbrot . .

Und vorn auf dem Sofa der ältere Mann, der mit mir zusammen eingetreten. Sein Gesicht ist grau und voller Sorgenfalten. Mit zitternden Fingern blättert er in dem zerlesenen Adreßbuch — schreibt Firmen ab in seinen alten fettigen Notizblock. Da fragt ihn der Wirt, ein junger Mensch:

„Na — haben Sie denn noch nichts gefunden?“

„Ach — wissen Sie, wenn man so alt is — und selbstständig war — dann will einem kein Mensch mehr . .“

„Na — können Sie denn nicht bei Ihrem Schwiegersohn helfen?“

„Ja ja — aber — wenn man so lange selbstständig war — dann will man doch nicht so unterkriechen — nicht — das geht doch nicht?“

Und Zweifel und ein letzter Rest von Stolz kämpfen in dem verknitterten Gesicht miteinander — auf das ein blasser Sonnenstrahl fällt. —

Im Nebenzimmer sitzen Zwischenmeister. Der eine, ein glattrasiertes, kugeliges Gesicht mit schlauen Schlitzaugen und rotem fleischigem Kinn, wickelt ein Paket auf:

„Na — dies Jahr lohnt es sich doch! Alles mit Pelz! Da bleibt doch mal 'n Sticke über! . . Da — Bisam — du, das reicht for 'ne Mitze. Willste nich deinen Jungen zu Weihnachten eine schenken?“

Der andere, ein stattlicher Mann mit dunklem Spitzbart und starker Nase, beugt sich begehrlich vor:

„Ja — Ihr, in der Konfektion — Ihr habt doch noch Schmuh — — aber wir — Mensch, mit Schürzen is jetzt nischt mehr los. Bis auf'n Zentimeter berechnen sie dir das, bis auf'n Zentimeter!“

Die breiten Finger des Ersten streichen über die Felle:

„Na — det is von eene Woche — — vierzig Mark hol ick dafor raus! — —

Am Fenster flüstern zwei hagere Gestalten:

„Du, heute kommt Baake, der Bäckermeester wieder in den ‚großen Topp‘ . .“

„Na — du, neulich hat der sicher Lunte gerochen!“

„Laß'n doch — der kann ja nich anders — der muß ja spielen. Sonst is er ja krank.“

„Na — du — der soll heute aber or'ntlich Medizin zu schlucken kriegen!"

Die blassen Menschen verziehen ihre blassen Lippen zu höhnischem Grinsen. Das Lachen verbeißen sie sich, das Lachen haben sie schon lange verlernt. —

Hinten am warmen Kachelofen sitzt ein kurzer dicker Mensch, dessen alter abgeschabter Gehrock bis auf den Fußboden fällt. Er hat auf dem Tisch ganze Bündel Papiere und Briefschaften ausgebreitet, in denen er wühlt.

Der Wirt tritt an ihn heran und grüßt ihn wie einen alten Bekannten:

„Na — Welsch — wieder viel Dumme gefunden?"

„Ach — heutzudage will ja keen Mensch sich gegen Einbruch versichern lassen. Nächstens verklag ick de Polizei — se nimmt mir det Brot. Jeden Spitzbuben steckt se in — da haben ja die Leite keene Angst vor'n Inbruch!"

Der Wirt lächelt — der kleine Versicherungsagent hält hier täglich seine Bureaustunde — Stammgast! — —

Eine junge dürftig gekleidete Frau tritt herein. Mit frischen Schleifen geschmückt. Neue Handschuhe an den Händen. Scheu, verlegen sieht sie sich um. Von einem Sofa erhebt sich ein großer, bärtiger Mann. Junggeselle, keinen Ehering am Finger.

Er zieht die junge Frau an seine Seite.

Sie redet ihn mit ‚Sie' an.

Aber er duzt sie.

Sie behält ihre Handschuhe auf.

Aber ein scharfes Auge sieht doch am Ringfinger der rechten Hand eine rundliche Erhöhung . . .

Und sie nimmt errötend eine Rose von ihm an. — —

Ein alter, asthmatischer Herr kommt hereingeschnauft und setzt sich dicht bei dem einfachen Schenktisch nieder. Während das Mädchen bedient, gefüllte Tassen aus der

Küche holt und leere hineinschleppt, muß sie ihm zuhören und ihm antworten.

„Is det nich wahr — die Jeschäfte machen jetzt alle Schaufenster! Nee, nee ... Aber — blos Schaufenster! Is dat nich wahr?"

„Ja ja!" antwortet sie hastig.

„Na un zwanzig — dreißig Flammen Abends ... Damit de Oogen geblendt wern! Blos, damit de Oogen geblendt wern! ... Denn — frage ick Ihnen, is de Ware besser jeworden? ... Wat? ... Nee!"

„Da haben Sie schon Recht."

„Sehn Se, sehn Se! ..." triumphiert der Alte. „Un wer muß det bezahlen? ... Wir — wir!"

Er ist ganz entrüstet.

„Früher war det nich — un det jing ooch. Een reellet Jeschäft braucht det nich!"

„Sagen Se mal — waren früher die Stiebel billiger?" fragt ein jüngerer Mensch mit stillem Lächeln.

Der Alte ist verblüfft — trinkt seinen Kaffee — sieht an dem jungen Mann vorbei — und spricht dann wieder mit dem Mädchen, als habe er die Worte gar nicht gehört.

Das Mädchen antwortet ihm auch. Kommt er doch jeden Nachmittag — der ehemalige Schmiedemeister, der jetzt als Hauswirt lebt.

Aber — der junge Mann kommt ja auch seit einer Woche jeden Nachmittag.

Und sie läßt ihm ruhig die Hand, als sie einen Augenblick Ruhe hat und vor dem Tisch des Alten stehen bleibt. Sie lächelt. Der Alte glaubt, es gelte ihm — er sieht nicht, das der andere die Hand hat ...

Kaffeeklappen

Vor einigen Jahren schien es, als sollten die kleinen Kaffeelokale den großen Volkskaffeehallen weichen. Wohltätige Gesellschaften mieteten ganze Stockwerke in Ladenhöhe, statteten sie einfach und sauber aus, gaben ein kräftiges Essen für geringes Geld — und doch hielten sich die vielen Kaffeeklappen. Die Volkshallen genügen eben doch nicht allen Ansprüchen. Und sie würden die anderen Lokale nicht überflüssig machen, auch wenn sie in zehnfacher Anzahl errichtet würden. Dazu sind sie zu massig, zu kasernenmäßig angelegt.

Wie es in den privaten Kaffeeklappen aussieht, ist vielleicht lehrreich für die Leiter der Volkskaffeehäuser. Es wird ihnen sagen, daß so viele Bedürfnisse und Eigenarten nicht in eine Form gepreßt werden können. Es wird ihnen vielleicht noch manches andere sagen.

Da ist erstens die Kaffeeklappe im Keller. Sie ist der ursprüngliche Typus ihrer Art, macht aber langsam jener Platz, die in einem Laden zu ebener Erde eingerichtet ist. In den älteren Straßen, in den Stadtvierteln, in denen sich viele Werkstätten, viele Fabriken befinden, führt sie noch ihr dämmeriges Dasein. Dann gibt es Kaffeeklappen für Droschkenkutscher, andere für Straßenhändler, wieder andere, in denen allerlei gescheiterte Existenzen eine Zuflucht oder einen Ort finden, an dem sie Erbetteltes oder Ergaunertes umtauschen

oder „verkünden" (verkaufen) — und eine bunte Reihe ähnlicher Lokale, die immer auf das Wesen ihrer Besucher zugeschnitten sind. Ein paar von ihnen, die nur selten des ruhigen Bürgers Fuß betritt, wollen wir uns näher ansehen. — —

Eine Straße in der Nähe eines großen Platzes im Südosten. Arbeitsgegend. Alle Haustore mit Schildern und Firmentafeln übersät. Zwischen zwei Schaufenstern ein bemaltes Brett: eine riesige Kaffeetasse und ein angeschnittener Napfkuchen in kalkigen Tönen darauf gemalt. Unter den Schaufenstern niedrige Fenster mit ein paar kleinen Schildern: Kaffee zu jeder Tageszeit; Milch, Kakao; echter alter Nordhäuser; Bouillon.

Der Eingang zum Keller liegt im Hausflur. Eine Wendeltreppe führt hinunter in die Gaststube. Dürftiges Halbdunkel liegt im Raum. Der greise, große Wirt steht hinter einem kleinen Schenktisch. Zeitungsbogen sind über Kostbarkeiten gebreitet — Streußelkuchen, Schnecken, Zuckerhörnchen. Oben drauf thront der Napfkuchen.

Vormittags ist das Lokal leer. Niemand liegt auf der Bank, die rund herum aufgemauert ist. Niemand sitzt an den wenigen alten, wackelbeinigen Tischen und auf den altmodischen Stühlen. Kahl und kalt scheint das Lokal zu sein. Der Wirt horcht auf den Straßenlärm und sieht empor, zu den Fenstern hinaus. Aber nur vorübertrappende Füße — Damenstiefel, Männerschuhe, Kinderfüße — hasten in buntem Wirrwarr vor den Lichtöffnungen durcheinander. Und nur am gellenden Läuten und an dem surrenden Geräusch merkt man, daß die Elektrischen vorübersausen, und nur am Poltern hört man, daß Lastwagen über das Pflaster rattern.

Eine Ecke in dem nüchternen Raum ist liebevoller ausgestattet. Sie sieht aus wie eine Wohnstube. Ein

Sofa, ein runder Tisch davor, ein alter, ovaler Spiegel darüber, Familienbilder, Photographien.

Hierhin setzt sich der einzige Vormittagsgast, ein starker, knochiger Mensch mit hartem Gesicht. Er ist ärgerlich, daß keiner zum Kartenspiel kommt. Der Wirt stellt ihm ehrerbietig das verlangte Bier hin — der Gast sitzt schon seit acht Tagen von Vormittags bis in die Nacht hinein. Er braucht nichts zu tun. Eine entschlossene Stunde hat ihn für mehrere Wochen versorgt; — es würde die Polizei lebhaft interessieren, zu erfahren, daß er hier seine Tage verbringt.

Er lacht, als der Wirt sich mit Selterswasser zu ihm setzt.

Der schüttelt den runden Kopf: „Brr, gestern Abend wieder mal — Ja! und wenn man nicht mittrinkt, dann wer'n se tückisch."

Langsam bereitet er sich vor auf die Mittagsstunde, wo Burschen in schmierigen Arbeitsblusen und Mädchen, die eine dunkle Schürze über den Röcken tragen, und die mit aufgestreiften Aermeln von der Drehbank oder von der Maschine kommen, die Wendeltreppe herunter poltern, um sich die braunen Töpfe voll gelblichen, dampfenden Wassers füllen zu lassen und die Treppe wieder hinauf zu poltern. Dann kommen auch Gäste, die sich an die Tische setzen und Kaffee aus bauchigen, weißen Tassen trinken. Und Abends kommen jene, mit denen der Wirt trinken muß. Sie kennen sich alle. Der Vormittagsgast, der dann immer noch auf dem Sofa hockt, wird von ihnen bewundert . . .

* *
*

Ganz anders sieht's in der Kaffeeklappe aus, die in der Nähe der großen Kaufhäuser und der Engrosgeschäfte ihre Türen öffnet. Die Schaufenster des Hauses

sind mit goldgelben Vorhängen geschmückt. Der Raum ist frisch tapeziert. Schanktisch, Buffet und ein anderer Tisch sind bepackt mit Kuchen, Brötchen, Würsten und anderen derben Eßwaren. An der einen Wand hängt eine ganze Reihe Zeitungen und Zeitschriften in Wachsleinwand, damit sie nicht Fettflecke bekommen, wenn sie auf den Tischen liegen. Die Tische stehen dicht beieinander. Alles hat einen freundlichen, familiären Anstrich, ein bischen kleinbürgerlich. Der biedere Wirt, der geschäftige Sohn, die beiden adretten, fleißigen Töchter gehen hin und her. Vom frühen Morgen an; immer ist Leben in dem hellen Raum. Am langen Tisch in der Mitte frühstücken die Droschkenkutscher. Ihre blauen, rotbesetzten Mäntel bringen einen kräftigen Farbenfleck herein.

Sie uzen einen Kollegen, der in seinem einfältigen Gesicht mit den hochgezogenen buschigen Brauen viel Eitelkeit hat:

„Na, hast du jestern wieder zwanzig Mark injesackt?"

Er merkt die Stichelei nicht und antwortet harmlos:

„Vierundzwanzig! Vierundzwanzig!"

Alle lachen laut. Er aber sieht das nicht und erzählt lebhaft Kutscherabenteuer, die stets mit reichlichem Trinkgeld schließen. Von dem Liebespärchen, das er durch den dunklen Tiergarten fahren mußte — mit geschlossenem Verdeck — von dem Berichterstatter, mit dem er zu einem Großfeuer hingerast — von der jungen Frau, die er auf Umwegen vor ein Haus bringen mußte, in dem ein Pensionat seine gastlichen Pforten öffnet . . .

Doch — die Kutscher lachen nur über ihn. —

In der einen Ecke sitzen ein paar Männer, denen man ansieht, daß sie auf der Stellungsuche sind. Müde und abgehetzt.

Am rechten Fenster ist der Tisch der Herren Haus-

diener. Mit bloßem Kopf, oft in Hemdsärmeln, die Schürze vorgebunden, kommen sie auf einige Minuten herein, um eine kleine Partie Puffbreit zu spielen. Neben ihnen sitzt der Straßenhändler, verwittert, über den neuesten Witzblättern und Wochenschriften. Die Liebe zur Literatur hat ihn auf die Straße gebracht. Aber er weiß auch gleich wieder zu verdienen, was er verzehrt. Er bietet jedem Gast die Blätter mit den neuesten Witzen an, die Illustrationen zeigend. Kein Gast entgeht ihm

Der alte Händler weiß Geschäfte zu machen! . . .

Der Inhaber dieses Lokals versteht der neuen Zeit zu folgen. Seit kurzem hat er ein „Damenzimmer" eingerichtet. Da kommen Blumenhändlerinnen, Zeitungsfrauen, Hausiererinnen und allerlei einfachere Geschäftsmädchen, Packerinnen, Falzerinnen.

* *
*

In einem dritten Kaffeelokal, nicht weit von der Friedrichstraße, verkehren auch viel Damen. Diese Damen haben kein abgesondertes Zimmer. Sie würden sich schön dafür bedanken. Sie wollen nichts wissen von zu strenger Scheidung von der lieben Männerwelt; ihr Wunsch ist vielmehr das Gegenteil. Hier treffen sie zwar nicht zu diesem Zweck zusammen. Hier wollen sie nur ein bischen freundschaftlich verkehren mit ihren Freunden und Freundinnen.

Auch hier richtet sich die Ausstattung der Räume nach den Besuchern. Der ganze Stil hat etwas Leichteres. Die Stühle sind gebogen, Wiener Art. Die Tische klein, für intime Gruppen. Der Kaffee duftet stärker und ist auch teuerer, wird für fünfzehn bis zwanzig Pfennig auf Nickeltabletts serviert von einem Kellner, der alle Mädchen kennt und alle vertraulich begrüßt.

Nur wenn mal ein paar einfache Frauen, die sich

die glänzenden Schaufenster der Gegend angesehen haben, sich hier hereinverirren, was ab und zu vorkommt, dann ist er nicht so freundlich. Dann bekommt sein blaßgraues Gesicht schwarze Falten.

Am meisten aber ärgert er sich, wenn mittags die Lehrlinge aus den Werkstätten hereinkommen, um zu ihren „Stullen" Kaffee zu trinken. Die sind lustig und lachen und sehen den Mädchen groß in die Augen. Die eine ergötzt sich daran. Die andere aber — und die gibt immer die dicksten Trinkgelder — die ärgert sich über die „frechen Bengels".

„Schmeißen Sie doch die Lümmels raus!"

Der Kellner zuckt die Achseln.

Die Lehrlinge lachen — und legen für alle nur ein Trinkgeld hin: fünf Pfennige.

Ganz blaß wird der Kellner und sieht ihnen ohnmächtig nach. Gerade aus dem Lokal darf man keine anständigen Leute hinauswerfen . . .

Die geschminkten und geputzten Mädchen, die aufgeputzt sind, als könnten sie nur bei Kempinski oder im Café Bauer verkehren, fühlen sich hier mit ihren Freunden am wohlsten. Die warten hier, wenn die Damen ihre Geschäftsgänge durch die Friedrichstraße machen — und geben nach gelungenem Geschäft Trinkgelder! Trinkgelder!! — —

* * *

Oben im Norden, nicht weit von den großen Häfen und Steinplätzen, hat die Innere Mission eine Kaffeestube aufgemacht. Da finden sich die Pennbrüder der ganzen Gegend ein, um für fünf Pfennige was Warmes zu trinken. Toll genug sieht diese tiefste der Bohèmen in diesem schlichten, sauberen Lokal aus. Mit den Stiefeln ohne Absätze, den Wintermänteln im Sommer, deren Futter in Fetzen herunterhängt unter dem Saum. Wie

sich die gedunsenen Gesichter in zerknirschte Falten legen können! Wie die verschmitzten Augen reuig auf die Sprüche an den Wänden sehen!

Man könnte Mitleid kriegen mit diesen Kerlen in ausgefranzten Hosen, den zerfetzten Jacken und Röcken und den Fragmenten von Hemden, die unter den geöffneten Röcken zu sehen sind.

Aber — das wollen sie nicht — wenn's ihnen nicht einen Groschen zum Schnaps einträgt.

Mir sagte erst neulich einer, der aus diesem Kaffeehaus herauskam:

„Wat — die dun, als wenn wir keene richtigen Menschen sind? Die kieken uff uns runter?! ... Na, ick sage ihnen, umjekehrt is't richtig. Wir brauchen uns nich so zu quälen un von jeden Kaffern anranzen lassen, weil wir seine Arbeit machen — wir machen einfach überhaupt keene. Wir haben det nich nötig! ... Wozu denn? Wozu sollen wir arbeeten? ... Den Jroschen zu'n Nordlicht und den Sechser for zwee Schrippen — den haben wir bald — alle Dage!"

* *
*

Unweit der Centralmarkthalle sind Lokale, in denen es in den Morgenstunden, zur Engrosverkaufszeit, handfest zugeht. Die derben Händler und Händlerinnen, die Schlächtergesellen und Abträger verlangen keine Liebenswürdigkeit, sondern strammen Kaffee und gut „beschmierte" Schrippen für ihr Geld. Sie geben auch keine Liebenswürdigkeit dafür. Wehe dem, der einen anderen mit „Sie" anredet! Wer hier Geschäfte machen will, muß jeden brüderlich Du nennen können.

* *
*

Auch in einer anderen Art von Kaffeeklappen herrscht diese Brüderlichkeit. Da ist eine in der Nachbarschaft einer großen Herberge. Sie nennt sich Lumpenbörse

und hat sich in einem hohen Ladengewölbe eingerichtet. An den Wänden krakelige Karikaturen. Im Hintergrunde sitzen ein paar junge Männer in Hemdärmeln auf den Tischen und flicken alte Kleidungsstücke. Die Wände sind behängt mit Sachen, denen man es ansieht, daß sie barmherzige Geschenke gewesen und hier zum Verkauf aufgefrischt und aufgebügelt wurden. Die Wirtin rennt mit bösen, lauernden Blicken hin und her. Sie hat die grauen Haarsträhnen lose um ein ausgemergeltes, verkniffenes Gesicht hängen. Auch ihr Kleid hängt unordentlich an ihr herunter, ist befleckt und zerfranzt. Ihr Mann paßt zu ihr. Sein breiter, krummer Rücken steckt in einer gestrickten Wolljacke. Seine Hosen hängen weit herunter. Die Hände hat er immer in den Taschen — und er geht ebenso unruhig hin und her wie seine Frau. Und auch die Söhne, die im Hintergrunde nähen, lassen ihre Blicke fortwährend hin und her laufen. Plötzlich springt einer auf und stürzt auf eine Gruppe der gedrückten, schäbigen, verknitterten Gäste zu:

„Wenn ick noch 'mal sehe, det eener de Finne (Flasche) rumreicht — raus! — aber raus!“ schreit er, mit der Hand nach der Tür weisend.

Die ganze Familie des Wirtes drängt herzu und bedroht die armen, sich duckenden Kerle mit strafenden Blicken und drohenden Ausrufen.

Ja — wenn sie den Schnaps hier gekauft hätten! — —

Diese Gäste müssen wiederkommen. Hier ist eine Absatzstelle, ein Tauschort für Erbetteltes, das sie nirgends anders los werden. Dies ist ihr Stammlokal und muß es bleiben: — und wenn ihnen der Vater und seine Söhne noch strenger auf die Hand sähen . . .

Halbwelt-Cafés

Ein Raum mit schwülstiger Ausstattung. Viele Spiegel und schillernde Goldbronze. An den Wänden Gemälde mit üppigen Gestalten.

An den Marmortischchen geputzte „Damen", die Bier schlürfen, Liqueur nippen oder Kaffee löffeln.

Auf den Plüschbänken an den Wänden behäbige Genußbürger. Sie blasen den Cigarrenrauch von sich und lächeln den Liebeshändlerinnen zu, die gleichfalls lächeln. Hier wie dort ist es nicht das Lächeln der Freude. Bei jenen ist es das Lächeln des Spottes und der satten Sicherheit eines vollen Beutels — das Lächeln derer, die sich alles kaufen können, die nicht die Wollust des Beschenktwerdens kennen.

Und die Mädchen lächeln, um zu locken. Dieses fade, leere Lächeln verrät ihr Alter, verrät die Schlaffheit ihrer Züge unter der weinroten Schminke und dem unschuldweißen Puder.

Dieses Lächeln will von Sorglosigkeit, von heiliger Lust, von heimlichen Seligkeiten prahlen. Von heimlichen Seligkeiten . . .

„Fritz hat mich heut wieder jeschlagen — weil ich ihm nich jenug Jeld jeben konnte," flüstert ein lächelnder Mund.

Ein anderer lächelnder Mund antwortet: „Siehste! — Wat hat man nu von so 'nem Leben? Immer im

Schlamm und im Schmutz, man bringt es nich mal zu 'nem Altersjroschen. Wat man nich durch de Kehle jagt oder uff den Leib hängt, det nimmt eenen der Kerl weg ... Er soll sich aber vor mir in acht nehmen! Wenn er't zu bunt macht, leg ick'n orndtlich rin."

„Du willst 'n anzeigen? Det kriegst de ja doch nich fertig! Da hängste ja ville zu sehr an ihn. Un wenn ooch — wir brauchen doch nu mal son' Kerl ... Heiraten? Ach Jotte doch! Denkste denn, 'n anständijer Mensch heiratet uns? Der beißt sich lieber in'n Arm ... Hat jar keen' Zweck, det de Fritzen anzeigst. Da haste bloß Unannehmlichkeiten von ... un schaffst dir nachher doch wieder eenen an, der vielleicht noch schlimmer is."

„Jewiß doch, ja — aber det sag' ick dir man: wenn ick mal alt un häßlich bin, oder ick wer' krank, un ick soll nach da draußen nach't Bullenviertel an Schle'schen Bahnhof als ... nee, weeßte, denn nehm ick lieber Jift!"

Sie öffnet ihr Geldtäschchen und zeigt der Freundin ein kleines weißes Papier, während sie gleichzeitig einem ehrbaren alten Handelsherrn zulächelt, der mit mehreren Freunden am Tisch vorbeigeht.

„Siehste, ick habe schon für jesorgt!"

Und sie lächelt dem Alten zu, dessen graue Faltenbacken sich geschmeichelt verziehen ...

Von der Bank der Spötter und der Kaufenden zieht der Tabakqualm durch den Raum und mischt sich mit dem Dunst des Kaffees, dem Bieratem und dem verwesenden Parfüm.

Am Fenster, das vom Regen mit einem dichten Tropfenschleier überzogen ist, spricht ein lächelnder Mund:

„Kiek mal, wie de dicke Marie sich wieder uffjedonnert hat! So'n altes Jemüse könnte sich doch ooch wo anders Brot verdienen."

„Ja doch! Aber die findet immer noch Dumme, weil se so jut quaddeln kann. Paß man uff, jetzt wird se der Kleenen da den Schustermeister abspenstig machen."

Die dicke Marie lächelt den Schustermeister an:

„Na, Sie hübscher, blondjelockter Jüngling?"

„Na, du . . . oah . . . du fleischerner Kleiderriegel? Oah!"

„Na, du kleener Provinzmatz? Wat sagt denn deine Olle zü de kleene Jeschäftsreise nach Berlin?"

„Oah! Wat soll se sagen? Mitkommen wollte se — oah — aber det kost't doch doppelt . . . un bei die Zeiten oah! . . . Wir armen Leute vom Mittelstand — oah — Berlin is 'n Sündenpfuhl, 'n richtiger Sündenpfuhl . . .

„Aber schön is 't doch?"

„Ja—a. Abwechslung muß sin . . . Wir armen Leute vom Mittelstand . . . oah. Een' Glühwein willste? Na natierlich, wir haben's ja dazu!"

Eine halbe Stunde später schwimmt die dicke Marie mit dem Provinzialen ab.

„Kiek doch, wat hab ick jesagt?! Nee, so'n altes Jemüse," meint die Nachbarin neidisch.

Ein alter Herr flüstert einem jungen Mädchen etwas zu.

„Laß dir man uff deine Glatze Tugendrosen säen!" schreit sie hinter ihm her.

Die andern aber lächeln alle an, die vorübergehen . . .

* * *

So ähnlich war das Leben im Café Keck in der Leipzigerstraße, das jetzt einem Tuchgeschäft seine Räume überlassen mußte. So ähnlich ist das Leben noch in allen derartigen Halbwelt-Cafés. Allerdings haben alle ihre Besonderheiten und Eigenarten. So das Café

‚Nazi' (National) in der Friedrichstraße. Das hat zwei Eingänge: einen hellerleuchteten an der Friedrichstraße. Für alle, die nichts verheimlichen wollen. Und einen andern in der Nebenstraße, die, still und dunkel, Schleichende einladet, hier hinein zu schlüpfen.

Von hier aus fallen auch solche ein in das fleischerne Nachtleben des Lokals, die gar keine Ahnung haben, was dies Café eigentlich bedeutet. Allerlei Familien aus andern Stadtgegenden, die hier ebenso fremd sind wie der Provinziale.

Vorn, an der Friedrichstraße, verlaufen sich nur Provinzialen mit ihren weiblichen Anhängseln. Die werden gleich in den Winkel links gedrängelt, wo sie nicht das Lokal mit seinen bunt besetzten Tischen übersehen können.

Kommt eine Familie von der Jägerstraße herein, so kann sie am großen runden Familientisch Platz nehmen — dicht vor dem riesigen Buffet, mit der Aussicht über all die üppigen Schönheiten, die fast alle kostümiert sind, als wären sie von einem Ball hier eingekehrt. Bloße, gepuderte Schultern. Helle und bunte seidene Kleider. Und einen Fächer in den Händen.

Der Fächer ist hier ein wichtiges Instrument. Er dient als Luftverbesserer, Narrenpritsche, Unterhaltungsgegenstand — und ist so eine Art von Aushängeschild . . .

Wer an der schönen Alma vorübergeht, ohne ihr zuzulächeln, bekommt sicher einen Klaps mit dem geschlossenen Fächer. Sie sitzt an einem Pfeiler, dicht vor einem mit Stores verhängten Fenster. Da steht zwischen zwei roten Plüschpolstern ein Marmortisch.

Der junge Mann, der da hinein klettert, bekommt den Fächer der Alma auf den Rücken. Er ist beglückt und wendet sich ihr zu. Aber sie schneidet ihm ein schiefes Gesicht — mit solch jungen Koofmichs ist kein

Geschäft zu machen. Und aus Aerger, daß er einem älteren Herrn den Platz fortnimmt, steckt ihm Alma ihre rote Zunge aus.

Da sinkt der junge Mann verdutzt in die Polster . . .

Drüben, der Mann mit der kahlen Platte hat mehr Glück. Da erhebt sich hinten eine, die nun ihren dicken Körper in dem glitzernden Kostüm zwischen die Tische und Stühle hindurch schleift, vorbei an dem plätschernden Springbrunnen:

„Tag, Frieda!“ ruft sie einer Bekannten zu.

„Na, so allein?“ fragt sie einen Herrn, der an der Wand sitzt.

Sie scheint ihm nicht zu gefallen. Er antwortet nicht.

Sie aber setzt sich zu ihm und will ihn umarmen. Da stößt er sie weg.

„Habe heute kein Geld!“

Diese Worte wirken mehr, als sein Drängen.

Schon ist sie wieder unterwegs. Und diesmal steuert sie auf den Glatzkopf los.

Der Alte ist ganz beseligt, daß sie ihn erwählt — und nach einer Weile sitzen um seinen Tisch drei — vier.

Und die erste beschwert sich, daß sie seit vorgestern keinen Sekt gehabt und heute noch keinen warmen Löffelstiel geschmeckt habe.

Der Alte bedauert sie — und bald sind alle ihre Wünsche erfüllt.

Bei den andern aber geraten die Fächer in nervöse Bewegung — dies Glück, das die dicke Helene immer hat!

Wie die aber auch ihre beiden fast ganz nackten Brüste den Männern unter die Nase schiebt! — —

Die andern beruhigen sich erst wieder, als am Familientisch eine hier recht auffallende Sippschaft Platz nimmt: die Hälfte von einem Verein, der irgendwo sein

Stiftungsfest vertanzt hat. Aeltere Männer mit Arbeitsgesichtern und schlecht sitzenden Schlipsen. Ihre Frauen verblüht und vermeckert. Nur die Mädels jung und frisch in den billigen Waschfummeln, die unter kurzen Jacketts leuchten. Die jungen Männer vertanzt und übernächtigt neben ihnen.

Dazwischen auch ein Kind. Bleich, mit einem großen Kopf und krummen Beinen. Gerade, als der Kellner Chokolade vor die jungen Mädchen hinstellt, greift der Junge nach den Tassen — schwupp, die rote Suppe über die weißen Kleider.

Gekreische — Geschimpfe.

Keiner will schuldig sein.

Plötzlich eine Maulschelle. Der Vater schlug sie dem jungen Manne, dem Begleiter der Mädchen.

Der ist gekränkt — und geht zu den dekolletierten Damen, die ihn trösten — und sich amüsieren über die Mädchen, die dasitzen und weinen — während der Junge die Reste der Chokolade schlürft und Vater seinen Aerger mit Bier hinuntergießt — —

* * *

Sitzen im Café Nazi mehr die älteren, gewichtigeren Jahrgänge zur Auswahl, so bewegen sich im Café in der Besselstraße die jüngeren, schlankeren Nachtabenteuerinnen. Sie stellen mehr den Geschmack der jüngeren Generation dar. Auch hier prägt sich die Moderne aus. Waren frühere Jahrzehnte üppigeren Gestalten hold — jetzt gilt die mädchenhafte Zartheit als Ziel der Sehnsucht.

Selten ist ein Kaffeehaus so gefüllt gewesen, wie dies. Hier ist fast kein Tisch leer. Hier sitzen die jungen Dinger, die bis vor kurzer Zeit in Geschäften bedienten

und nur ab und zu abends nach Halensee oder Wilmersdorf fuhren.

Hier kommt auch der junge Mann mit dem dünnen Portemonnaie zur Geltung.

Allerdings — ältere Herren werden hier auch geschätzt.

So von der Kleinen, die ihr Haar blond gebeizt hat, und eine mit schwarzem Flitter besetzte, eng anliegende Taille trägt. Ihr kleines Mäuschengesicht bekommt durch das spitze Kinn etwas widerlich Raffiniertes. Und es sieht sonderbar aus, wie sie unverdrossen ihre Freundin immer wieder an den Tisch heranholt.

Das ist ein stattliches, ebenmäßig gewachsenes Geschöpf mit einem feinen Gesicht. Bleich, mit großen schwarzen Augenringen. Sie steckt ganz in einem schillernden Kleid; ihr Leib biegt sich drin wie ein Schlangenkörper. Von dem hohen Hut fällt ein dicker, roter Schleier — über die Schultern bis zu den Hüften.

Sie sitzt stumm und wie fremd an dem Tisch mit den alten Herren. Ihre Freundin spricht um so lebhafter.

Plötzlich steht die Bleiche auf und geht wie eine Nachtwandlerin zu einem Tisch mit jungen Männern.

Ihre Freundin bemerkt das nicht gleich. Dann zerrt sie das Mädchen zurück an den Tisch mit den Alten.

Willenlos folgt die.

Um bald nachher wieder wie eine Nachtwandlerin zu den jungen Männern hinzugehen — und sich wieder zurückzerren zu lassen — zu den Alten — — —

Zu einem einfach gekleideten Mann setzt sich ein Mädchen. Sie spricht vertraulich, kameradschaftlich mit ihm — hält ihn für einen, der sich männlicher Prostitution ergibt — und kokettiert um so lebhafter und heftiger mit den vorbeigehenden Herren.

Und das scheint zu wirken.

Sie hat bald Einen, mit dem sie hinausgeht ...

Am Ecktisch sitzt eine ganze Schar, schmausend, zufrieden. Sie sehen auf die andern, Einsamen herab. Vor sich oder neben sich haben sie ihre vollen Portemonnaies — sie haben ihr Geschäft schon gemacht ...

Im Polster dehnt sich ein hageres Mädchen — und erzählt, daß sie nie vor hellem Tage nach Hause gehe. Sie habe Angst vor dem Vater. Der habe jetzt seine sechs Jahre Zuchthaus hinter sich — und wolle sich an ihr rächen. Jede Nacht lauere er ihr auf.

„Na — warum denn?“ fragt eine kleine, zierliche Jüdin, die ihr gegenüber sitzt.

„Na — ick hatte doch gegen ihn gezeugt. Er hatte sich doch an mir vergangen! Ick war kaum injesejnet, da legt er mir eenes Dages uff den Disch — un det Beil daneben — da mußte ick doch ruhig sind ... Aber — nachher hab ick't Muttern jesagt. Un denn war er jeliefert! Der Kerl! ... Det janze Leben hat er mir verfuscht! ... Un nu läßt er mir nich mal zu'n Schlaf kommen ... Die ganze Nacht steht er da ... Lieber schläft er nich ... Aber — wenn't hell is, traut er sich nich an mir ran ...“

* *
*

In vielen Nacht-Kaffeehäusern wird jetzt musiziert. In größeren streichen Zigeuner ihre Fidel — wie im Café Stern. Dort, am nördlichsten Ende der Friedrichstraße, kehrt in den Nachtstunden das aus den Lokalen der mittleren Stadt heimkehrende Kleinbürgertum des Nordens ein. Auch Studenten, meist ältere Semester. Und nicht immer ganz nüchtern.

Die Mädchen, die hier verkehren, haben denn auch so etwas Zwitterhaftes — halb Kleinbürgertum, halb

Quartier latin. Einfache Kleider, höchstens mal einen auffallenden Hut — oder eine grelle Schleife — oder sie lassen weiße Unterwäsche sehen — wodurch sie sich allerdings von den Flanell tragenden Frauen des Nordens abheben ...

Im übrigen verkehrt hier das typische Berliner Drei bis Fünf Mark-Mädchen — das meist ohne Grazie und mit einer gewissen Schroffheit jeden Mann ohne Auswahl anlächelt und deren kräftige Finger auf ihre Herkunft: auf ihre Dienstmädchenjahre hindeuten.

Hier treffen sich auch viele Bekannte aus den Kaschemmen, die ja alle um 11 Uhr nachts schließen müssen. Da kommen mehrere Männer herein, den modischen steifen Hut tief in die Stirn, die riesigen Gestalten schlaff vornüber gebeugt, rohe Gesichter, aber weiche, nicht von Arbeit besudelte Hände ...

Sie sitzen noch nicht alle, da kommt eines der Mädchen mit einer Liste an:

„Für't Bejräbnis von de Hebermarie.“

„Wat?“ fragt der eine, das faltige Gesicht verzerrend, „wat, for die soll'n wir noch wat rausricken? Die uff ihr Dotenbette noch ihren eigenen Hauswirt wegen Kuppelei anjezeigt hat — weil er det Miststicke so lange hat bei sich wohnen lassen? Und die ooch noch Zeujen angab, wenn se nich mehr leben sollte? — Die alle rinjelegt hat — der schwindsichtige Fetzen!“

„Na — nu is se doch dot —“

„Gott sei Dank — nu kann se keenen mehr een't auswischen!“

Die andern lachen alle — und das Mädchen muß mit seiner Liste abziehen ...

* * *

Solche ähnlichen Szenen sind auch in vielen andern Nacht-Cafés zu beobachten. So im Café Scholz, wo am Türeingang ein Zitherspieler sitzt und den ältlichen derben Dreimarkmädchen die Zeit vertreibt. Oder im Café Frankfurt, draußen, im Osten.

In allen aber ist der Hauptton, wie ihn die Eingangs-Szene dieses Abschnitts schildert: das verlockende, geschäftliche Lächeln — und die Unterhaltungen über die Reize, die diese Mädchen zu bieten haben — Verhandlungen über den Preis — und über die Länge des Besuchs. — —

* *
*

Bilder von eigenartiger Schärfe bietet das Café Löschnigg in der Chausseestraße. So nachts um zwei — drei — vier.

Vorn am Eingang ein Zitherspieler und ein Mandolinenzupfer. Die neuesten Tänze klingen heraus auf die nächtliche Straße. Der Trunkene, der über das feuchte Pflaster torkelt, schwankt hinein ins Lokal — und fällt nach den ersten Schritten auf die Hände und Knie nieder. So läuft er vorwärts — wie das liebe Vieh auf allen Vieren ...

Ein hübsches dralles Mädchen, das mit einem Liebhaber für diese eine Nacht auf dem Polster neben der Hauskapelle sitzt, lacht laut auf. Und auch die andern Gäste lächeln. Selbst die vergnetterte, runzelige, widerliche Dirne in der Nähe des Buffets.

Der Kellner hilft dem Trunkenen empor — geleitet ihn zum Tisch — und bringt ihm den gewünschten Kognak.

Das dralle Mädchen — es glüht und glänzt von all den Getränken, die es heute Abend schon genossen — drückt sich an ihren „Mann" heran, faßt ihn

mit beiden Händen um den Hals und küßt ihn herzhaft ab.

Er sitzt da, bleich und abgespannt, mit schlaff gebeugtem Nacken. Ein knochiges Arbeitergesicht. Schwielige Fäuste, noch die Spuren der Arbeit dran.

Das Mädchen ist ganz verliebt in ihn und fährt ihm über die fettglänzenden, in die Stirn gekämmten Haare — und schiebt ihren Schenkel auf den seinen — und animiert ihn immer wieder zum Trinken — und flüstert ihm allerlei in die Ohren.

Er fährt herum und preßt sie einen Augenblick mit den sehnigen Armen an sich — um dann wieder bleich vor sich hinzustarren.

Plötzlich kreischt das Mädchen laut auf.

Er hat gesagt:

„Jetzt jeh ick mit dir in't Bett!"

Sie rufen den Kellner.

Der zählt zusammen:

„Hier zehn Bier — die Musik — und ich — und zehn Kognaks — — sechzehn Mark!"

Der Mann schüttet sein Portemonnaie aus — sieben Mark hat er nur — lauter Kleingeld.

Der Kellner ist entrüstet.

Da fährt ihn aber das Mädchen an, das verwundert seine Rechnerei mit angehört hatte:

„Wat — sechzehn Mark?! Noch keene sechse sind det! . . . Und Ihnen hat der Mann wat spendiert?! Und denn wollen Sie'n so beschummeln!"

Sie ist plötzlich ganz nüchtern geworden und rechnet alles genau vor.

Und der Kellner sagt jetzt:

„Ach ja — es waren ja nur acht Mark dreißig!"

„Na — det stimmt ooch noch nich. Aber — hier!"

Sie legt das Fehlende zu — und zieht dann zärt-

lich den Mann mit sich, an dem sie nicht verdienen kann, der ihr aber nun mal mit seiner Knochigkeit so gefällt . . .

Kurz darauf kommt aus der Nachbarschaft ein Ausschänker. In Lederpantoffeln, ohne Plättwäsche, mit Baumwollhemd unter dem befleckten Anzug. Er läßt seinen kurzen dicken Körper an einem Mitteltisch auf einen Stuhl fallen — und ist auch gleich der Mittelpunkt.

Von den dichtbesetzten Nebentischen wird ihm zugerufen. Da sitzen mehrere junge Ehepaare.

Der Ausschänker prostet der einen jungen Frau zu — und da sitzt sie auch schon neben ihm und tritt ihm zärtlich auf den Fuß.

Andere Mädchen finden sich hinzu.

Der Tisch wird zu klein für die Lage, die der Ausschänker bestellt.

Sein glattes Gesicht, über dem kurzgeschnittene Haarborsten aufsteigen, glänzt.

Nun hat er ja die Auswahl — und er bohrt seinen Finger in den vollen Busen der jungen Frau, die geschmeichelt lächelt.

Die andern Mädchen werden kaum von ihm beachtet!

* * *

In der Nähe des Moritzplatzes: Café Schwein. Ein Ecklokal. Mehrere Stufen hinauf. Eine altmodische Einrichtung. Aeltere Mädchen mit verfallenen Gesichtern. Aufgedonnert. Grelle Blusen, Hüte mit giftigen, riesigen Blumen.

Kleine Geschäftsleute, die ihren Skatabend hier beenden. Und um den einen Tisch eine angeheiterte Gesellschaft junger Männer: Kunstgewerbler, die den

Einstand eines frischen Gesellen gefeiert haben, der gestern noch als Lehrling von ihnen gestoßen und geschlagen wurde, heute aber als Zahlender geehrt wird. Er darf neben dem Mädchen mit der rosa Bluse und dem roten Hut sitzen.

Er weiß nicht, wie er sich mit ihr unterhalten soll. In seiner Vollheit läuft ihm der Sabber aus dem Mund. Der Kaffeedunst und sein Getränk, das ihm das Mädchen eintrichtert, bringt ihn ein wenig zu sich.

Seine Kollegen lachen:

„Na, die wird ihm die Sache schon beibringen!"

Und sie ermahnen sie mit eindeutigen Witzen, den „Jungferich" auch ja recht liebevoll zu einem richtigen Mann zu machen.

„Der Kerl hat heute seinen Jesellen jemacht — und war noch bei keen Mächen!"

Sie lachen spöttisch — und entrüstet.

Sie waren andere Kerls!

* *
*

Der Tag graut schon über den dunklen Häusermassen. Sprengwagen feuchten den Asphalt. Männer schieben den Schlamm und Schmutz zusammen, beleuchtet von verblassenden Straßenlaternen. Von den großen Fenstern des Eckcafés ist die turbulente Ecke der Friedrich- und Leipzigerstraße zu übersehen.

Nachtomnibusse kommen von allen Seiten. Und die einzelnen Menschen, die Trupps und Gruppen schieben sich auch jetzt noch durcheinander und aneinander vorbei. Automobile kommen angerasselt zwischen den Nachtdroschken. Kaum sind sie an der Ecke, haben sie schon wieder Fahrgäste — meist eben zusammengelaufene Pärchen . . .

Da kommen zwei vollbesetzte Automobile angerattert. Im Schein der großen Ecklaternen, die ihr Licht hoch an den toten Hausfassaden hinaufwerfen, steigen die Insassen aus.

Die Mädchen raffen ihre Kleider zusammen — und türmen mit ihren hellen Schuhen über den Schlamm hinweg. Hellbunte Unterwäsche wird sichtbar. —

Lärmend und kreischend kommt die Gesellschaft die Treppe heraufgepoltert: Zehnmark-Mädchen mit ihren Bräutigams. Sie feiern hier das erfolgreiche Geschäft der Nacht.

„Ach — habe ick heute jedanzt — wie 'ne Varückte!" lacht eine hagere Person, die ihren roten Mund fortwährend in ihr Taschentuch drückt.

Ein hübscher schwarzhaariger, stämmiger Mensch fragt zärtlich eine in rot Chiffon gekleidete stattliche Blondine:

„Hast du dir denn amesiert?"

„Jott — wie man sich mit so'ne Koofmichs amesieren kann!"

Und sie nimmt sein Knie zwischen ihre vollen Schenkel, drückt es — und rutscht ihm immer näher.

„Du — dein Kleid!" sagt er, während ihm das heiße Blut die Augen rötet und flimmern macht.

Sie antwortet nicht, sie drückt nur ihre prallen Schenkel herzhafter zusammen . . .

Die große Gesellschaft achtet nicht darauf. Sie ist das so gewöhnt.

Der Eine hat seinen Arm um die Schultern seines Mädchens — die Hand drückt auf die Brust.

Der Andere umspannt das Bein seiner Mizzi mit krampfhaften Fingern.

Und der Dritte bückt sich und tut, als habe er

etwas verloren und das sei unter den Stuhl seiner Nachbarin gefallen . . .

Sie sieht ihn mit feuchten Augen an — läßt dann aber absichtlich die Blicke von ihm und betrachtet sich das Treiben da unten auf der Straße.

Da — da geht ja der Herr mit dem langen hellgrauen Rock, von dem sie heute die zwei Zwanzigmarkstücke bekommen hat.

Ist der aber unvorsichtig!

Jetzt patscht er gerade mit seinen Lackstiefeln in den Schlammhaufen, den die Asphaltreiniger zusammengeschoben haben. . . .

Und sie lächelt — aber nicht so lockend, wie im Café, wo sie dem Herrn eine liebevolle Stunde verhieß. Spott und Haß flimmern um ihren Mund. — —

Inhalt.

Den Lesern und Abonnenten des Neuen Magazins

sei mitgeteilt, dass Heft 1 des 1. Quartals beschlagnahmt und Heft 2 und 3 in Berlin verboten worden sind. Von den in Berlin verbotenen Heften 2 und 3 können auf besondere Bestellung, zur Komplettierung des Jahrgangs, noch Exemplare geliefert werden. Heft 1 dagegen ist selbst nach etwaig erfolgter Freisprechung nicht mehr zu beziehen und bleibt vergriffen.

Heft 6 enthielt u. A. folgende Artikel: **Einzelmord** (zum Attentat auf Plehwe) von Caramussol. — **Konto M** (Mirbach) von Perikles. — **Bohême in Berlin** von Thomas P. Krag. — **Unter den Sternen** von Hans Bethge. — Indizienbeweis (**Fehde** zwischen Holz—Schlaf—Lublinski) von Johannes Schlaf — «Schluss» von Arno Holz. — **Festungen, die durch Russland rollen.** — **Herrn Wendens Leserfang.** — **Schonung für Väterchen.** — **Haltung und Grandezza.**

Heft 7 enthielt u. A.: **Das Geheimnis der Kronrechte** von Dr. H. Leoster. — **Frankreichs Ende** von René Schickele. — **Der Geist des Bösen** von Otto Flake. — **Noch ein Indizienbeweis** von Johannos Schlaf. — **Frauenbewegung, dazu Reklame.** — **Der Kriegsminister, der Nihilist ist.** — **Neuer Friedensulk** — **Der Brief des Flagellanten** etc.

Heft 8 enthielt u. A.: **Von den 3 Dingen: Klingelbeutel, Strafgesetzbuch, Gott** von René Schickele. — **Dahrlehnssucher** (gegen den Darlehnsschwindel) von Hector. — **Dreiminuten-Roman** von Heinrich Mann. — **Der Hofbarbier** von Georg Busse-Palma. — **Russische Medaille.** — **Prof. Dr. Alfred Freiherr von Berger.** — **Reklame des Verzweifelten.** — **Bohême** von Senna Hoy.

Heft 9 enthielt u. A.: **Die Geschlechtlichen — quand même** von René Schickelo. — **Die verhexte Freiheit** von Caramussel. — **Der Kampf um die Musik** von C. Saint-Saëns. — **Schritte aus der Nacht** von Bernhard Kellermann. — **Was habt ihr aus der Frau gemacht?** von Multatuli. — **Konträre Frauenbewegung.** — **Dr. Leon Leipzigers Martyrium** — **Die Gnade der Geburt.** — **§ 184, — Aufzeichnungen einer modernen Seherin.** — **Bohême und Berlin.**

Heft 10 enthielt u. A.: **Öffentlicher Brief an Justizminister Dr. Schönstedt** von Johannes Holzmann. — **Der Deutsche Student auf dem Hund** von Paul Enderling. — **Reinliche Geschäfte** (gegen den Darlehnsschwindel) von Juvenal. — **Die Rivalität zwischen Russland und Japan** von Adolf Goetz. — **Judentum und Christentum** von Dr. Max Messer. — **Parodien** auf Peter Altenborg. — **Kritik und Pamphlet** von Johannes Schlaf.

Heft 11 enthielt u. A.: **Versetzte Paravents** (Die beiden Luisen) von Adolf Goetz. — **Der „Herr" Königl. Sächs. Sträfling** von ihm selbst. — **Der neue Lustmord** von Dr. R. Troitel. — **Verstand der Tiere** von August Strindborg. — **Die Zigarettenschachtel** von Wilhelm Uhde. — **„Krank gemeldet"** (nämlich **Freiherr von Mirbach**). — **„Tropenkoller", Forderung Arenberg, und die Presse** von Henry Wenden. — **Die Bestinformierten** (Gegeu Scherl!).

Heft 12 enthielt u. A.: **„Hahn"** von Juvenal. — **Russen im Exil** von August Strindberg. — **Der „Herr" Kgl. Sächs. Sträfling** von ihm selbst. — **Ein neues Kunstzeitalter** von Lang-Danoli. — **Zur Jahresversammlung des wissenschaftlich-humanitären Komitees** von Fuchs-Stadthagen. — **Eine verhältnismässig ernste Geschichte** von Juvenal. — **Der Befreiungsschrei.** — **Dida mit der Badehose** von Juvonal. — **Nach Rom** von Flaneur. — **Zu dem Artikel in No. 10 gegen Minister Dr. Schönstedt** von Joh. Holzmann.

Zeigt nicht allein die Inhaltsangabe des 1. Quartals, was das Neue Magazin bietet? Und es wird stets bestrebt sein, mehr zu bieten, als es verspricht!

Die Hofte 2—12 werden, soweit noch der Vorrat reicht, den Freunden unsres Blattes gegen Bezahlung von 30 Pfg. pro Heft nachgeliefert.

Probenummern sind in allen bessern Buchhandlungen vorrätig oder auf Wunsch gratis und franko von der Geschäftsstelle des neuen Magazins, Berlin SW. 11, zu beziehn.

August Strindberg

Eine

Ehegeschichte

In dieser Ehegeschichte, die schon im Sommer 1902 geschrieben ist, suchte sich Strindberg wohl über seine neue, im Frühjahr 1901 geschlossene dritte Ehe klar zu werden. Er stellte seine Frau und sich in alltägliche Verhältnisse hinein und zog die Folgerungen mit der ihm eigenen unerbittlicher Konsequenz. Er lieh dem männlichen und dem weiblichen Karakter soviel Züge von sich und seiner Frau, wie nötig waren, um sie zu lebendigen Menschen zu machen; doch nicht mehr, damit sie Durchschnittsmenschen blieben. Es ist also nicht die Geschichte von Strindbergs dritter Ehe, sondern lediglich eine Projektion davon auf alltägliche Menschen und alltägliche Verhältnisse; vor allem ist die Lösung des Problems, der Schluss der Ehe, durchaus frei erfunden, durchaus novellistisch. Aber gerade deshalb, weil Strindberg hier nicht Ausnahmemenschen schildert, was nicht bloss er, sondern auch seine dritte Frau, Harriet Bosse, eine geniale Schauspielerin von grosser Zukunft, ist, wird diese Erzählung etwas für das grosse Publikum sein. Eine moderne Ehe wird hier mit der ausserordentlichen Psychologie eines Strindberg geschildert; das Selbander zwischen Mann und Weib mit ebenso grosser Zartheit wie Wahrheitsliebe dargestellt. Sensationslüsterne Leser werden aber nicht auf ihre Rechnung kommen, denn es ist kein Kampf der Geschlechter in diesem Buch, sondern ein Kampf der Seelen. Wie die männliche und weibliche Seele sich an einander reiben, sich wund reiben, wird hier mit einer Schlichtheit erzählt, hinter der wirkliche Menschengrösse steht. Ohne jede Prätension, ohne jede Uebertreibung spricht hier ein Herzenskünder ersten Ranges zu allen die einfachen Herzens sind. In ihrer Einfachheit ist diese «Ehegeschichte» verwandt mit der «Kindersage», die zur selben Zeit geschrieben und schwedisch in den selben Band aufgenommen wurde; beide sind Musterbeispiele moderner Problemnovellistik, von denen alle jungen Schriftsteller lernen können. Kein Vater, keine Mutter wird die «Kindersage» lesen ohne für die eigenen Kinder grösseres Verständnis gewonnen zu haben; kein Ehemann, keine Ehefrau wird die «Ehegeschichte» lesen, ohne die eigene Ehe besser verstehen gelernt zu haben. Hier sind zwei Bücher, schmale Bändchen, deren Lektüre die Menschen veredelt!

Strindbergs «**Ehegeschichte**» ist für eine Mark in jeder Buchhandlung zu haben.
Verlag von **Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H.,**
Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29.